

Museum für Volkskunde  
Wien  
BIBLIOTHEK

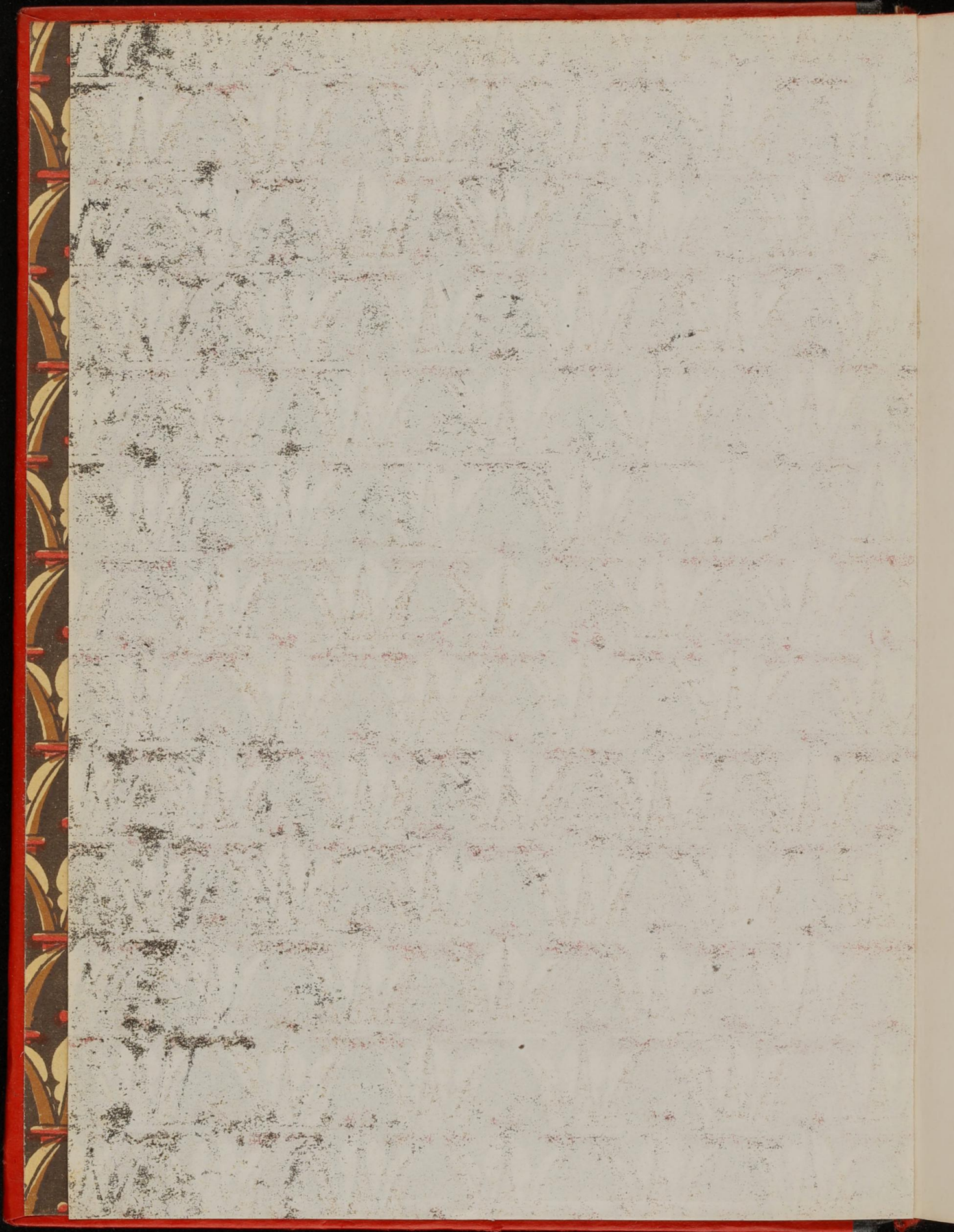
Nr.: 9430

Standort: N:10









1

Miss





9430



Myth. Bibl. no. 617

Copyright 1922 by Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte

Inst. f. Dt. Volkskunde F. St. Mythenkunde	
Sachbez.:	1a
Inv. Nr.:	152

Druck der Offizin der Waldheim-Eberle A. G.

## EINLEITUNG.

Wie bei allen Völkern, so hat auch bei den Griechen das Märchen gelebt, lange ehe das erste Werk der Kunstliteratur geschaffen wurde. Der geniale Dichter, der die Odyssee schuf, wurzelt mit seinem ganzen Wesen in dem poetischen Schatze seines Volkes. Die geistige Nahrung seiner Jugend waren vor allem die volkstümlichen Heldenlieder, die da von wandernden Sängern an den Höfen der Reichen und Mächtigen an Kleinasiens griechischen Gestaden und auf den Inseln der Aegaeis gesungen wurden. Denn wie noch heute in serbischen Landen der weißbärtige Guslar von Hof zu Hof zieht und am gastlichen Herde der Reichen die uralten, durch mündliche Tradition vererbten Lieder vorträgt aus stolzen und schmerzvollen, längst verklungenen Tagen, von Kraljewitsch Marko, dem Serbenhelden, vom unglücklichen Zaren Lazar und der Schlacht auf dem Amselfelde, so erklangen einst an den Höfen der griechischen Großen die Lieder von den Taten und Schicksalen des Achilleus, von Agamemnons Königsherrlichkeit und seinem grausigen Ende, von Nestors Weisheit und der Riesenkraft des Aias, von Trojas Fall durch die List des Ithakers Odysseus, und von des Odysseus Irrfahrten. Aber auch Märchen hat Homeros, den alte Legende in Chios oder in

Smyrna geboren sein läßt, — weit fehl greift sie dabei bestimmt nicht — in seiner Jugend gehört und in sich aufgenommen. Und all diese herrlichen Schätze der gottbegnadeten Phantasie seines Volkes hat er mit genialer Meisterschaft als Bausteine zu einer Schöpfung verwendet, die derart den Duft der Volkstümlichkeit an sich trägt, daß neuzeitliche Forschung an die Urheberschaft eines einzelnen Genius nicht mehr glauben wollte. Als ob jemals irgendein Kunstprodukt, und sei es das schlichteste Volkslied, anders als aus dem poetisch-musikalischen und gestaltungsfähigen Geiste eines einzelnen entstehen könnte!

Uns interessiert es hier, daß wir aus den homerischen Epen Rückschlüsse auf das Vorhandensein eines reichen Schatzes echter alter Volksmärchen im griechischen Volke Jahrhunderte vor Beginn unserer Ära ziehen können. Da erzählten sich die damaligen Griechen von dem einäugigen Menschenfresser, dem tölpelhaften Riesen, den ein kleines schlaues Menschlein prellt; von der Zauberin auf einsamem Eiland, die jeden Fremdling, der sich ihrer Behausung naht, durch die Kraft ihres Zauberstabs in ein Schwein wandelt; nur ein Wunderkraut gibt's, das über sie Macht hat: und eines Tages kommt der abenteuernde Sohn des Glücks, dem gütige Helfer dies Zauberkräutlein zustecken, so daß er die wunderschöne Zauberin gewinnt und zum Erlöser aller in ihrem Bann gehaltenen Verzauberten wird. Da hören wir von dem schaurigen Märchenland im fernen Westen, wo die Toten hausen: In Ewigkeit rollt ein Verdammter den Felsblock nach dem Gipfel des Berges,

immer vergebens, im letzten Moment stürzt er wieder zu Tal; in Ewigkeit steht der andere dürstend im Wasser und hungernd unter dem Obstbaum, vergebens trachtet er Wasser und Früchte zu erhaschen, im Moment, wo er das Ersehnte zu erreichen hofft, verschwindet ihm grausam der erhoffte Genuß; dem dritten hacken in alle Ewigkeit zwei Geier die Eingeweide aus; ein vierter Sünder muß in alle Ewigkeit unten jagen und kann keine Ruhe finden. Da erzählte man sich von Proteus, dem weisen Meergris, der die Zukunft kennt, aber seine Geheimnisse nicht gern preisgibt; nur des schlauen Glückskindes List vermag ihm beizukommen und ihm Auskunft zu entlocken. Schöne Schiffermärchen sind die Berichte über die gefahrvolle Durchfahrt durch Skylla und Charybdis, vom lockenden Sang der Sirenen, von den Rindern des Sonnengottes auf der Insel Thrinakie und von dem Speiseverbot, das schweres Unheil dem verheißt, der sich an den Rindern des Gottes vergreift, von dem Schiff der meertüchtigen Phaieken, das auf der Heimfahrt durch den Willen einer feindlichen Gottheit in eine Felseninsel verwandelt wird. Da erzählten sich die Seefahrer von einem Lande irgendwo, wo sich die Einwohner von der wundersam schmeckenden Frucht des Lotosbaumes nähren, deren Genuß den Fremdling die Heimat vergessen macht. Und ist sie nicht ein schönes Märchen, die Geschichte von dem Helden, der jahrelang ferne der Heimat weilt, Abenteuer besteht, als Bettler heimkehrt, von seiner alten Kinderfrau an einer Narbe erkannt wird, seiner Gattin sich

zu erkennen gibt durch die Erwähnung von Geheimnissen, die nur sie beide wissen, und schließlich, sich in seiner ganzen Kraft erhebend, Ordnung in seinem Hause schafft?

Und mit dieser irdischen Märchenwelt abenteuernder Seefahrer und Krieger verflucht sich die strahlende Märchenwelt des Olympos. Da greifen die Beherrscher der Welt aus ihrer heiteren Höhe ständig in die Menschenschicksale ein. Schon längst sind diese Götter nicht mehr bloß die geliebten oder gefürchteten Personifikationen des strahlenden Himmels und der fruchtbaren Erde, des lodernden Feuers und des sturmschwangeren Meeres, der leuchtenden Sonne und des Zeitmessers Mond. Aus den personifizierten Naturgewalten sind menschliche Wesen von dämonischer Kraft geworden. Die märchenschaffende und märchenerzählende Phantasie des Volkes hat sich auch dieser Göttergestalten bemächtigt und sie in anmutigster Weise zu Helden der Märchen gemacht. Da wird der behagliche Vater Zeus durch die kluge Gattin, die sich mit dem zauberkräftigen Anmutsgürtel wappnet, übertölpelt; da überführt der betrogene Gatte, der kunstreiche Schmied Hephaistos, die schöne Gattin in der Umarmung mit dem stattlicheren Nebenbuhler durch ein zauberkräftiges Erzeugnis seiner Schmiedekunst; da setzt es oben in der Familie der Himmlischen Zank und als unschuldiges Opfer fliegt der junge Hephaistos zur Himmelstür hinaus und tut einen harten Fall auf die Erde, den nur Götterknochen auszuhalten vermögen, aber ein hinkendes Bein bleibt auch ihm

zum Gedächtnis; da steigen die himmlischen Götter herab zu irdischen Weibern und zeugen mit ihnen wunderbare Helden, die, ein Theseus, ein Herakles, durch die Lande ziehen und Taten verrichten, wie sie nur die kühnste Phantasie eines träumenden und dichtenden Volkes ersinnen kann; oder himmlische Frauen würdigen irdische Männer ihrer Gunst und schenken ihnen göttergleiche Söhne. So bemächtigt sich das Märchen der himmlischen Götter und ihrer Abkömmlinge und macht sie zu seinen Helden. Dadurch wird das Märchen zum Mythos, der immer das Sekundäre ist, ein Kind des Märchens oder der märchenschaffenden Volksphantasie, ein Märchen, das sich um die Gestalt eines Gottes oder eines göttlichen Heros rankt.

Somit wissen wir über den Reichtum des griechischen Volkes an Märchen in alter Zeit einigermaßen Bescheid dank der Tätigkeit des Genies, das diese Erzeugnisse der künstlerischen Produktion des schlichten Mannes in die Sphäre höchster Kunst gehoben und zu Kunstwerken geadelt hat. Und das Märchen hat in den Tiefen des griechischen Volkes weiter gelebt. Die schlichten Leute in Stadt und Land haben das alte Märchengut übernommen und weiter vererbt, umgedichtet und vermehrt, Neues auch aus fremden Landen übernommen von solchen, die von dorthier Kunde brachten. Nirgends im ganzen Schrifttum des griechischen Altertums sind uns Märchen des Volkes um ihrer selbst willen erzählt und so überliefert. Denn dazu hätte gelehrte Reflexion gehört und eine Wertung der Märchen, wie

sie ihnen erst in allerneuester Zeit, seit etwa zweihundert Jahren, zuteil geworden ist. Aber Spuren dieser reichen griechischen Volkspoesie finden sich in allen Gattungen der Kunstliteratur. Lustspiel-dichter ebenso wie gelehrte Autoren kommen oft in die Lage, Sprichwörter des Volkes zu zitieren, die kurz und prägnant den Inhalt ganzer Märchen zusammenfassen und uns Märchenstoffe erschließen lassen. Aus solchen hingeworfenen Äußerungen kennen wir die Schreckgestalten der altgriechischen Kinderstube, die Gespenster Lamia, Gello, Akko und Mormo, die die schlimmen Kinder fortführen und ihnen das Blut aussaugen. Da gibt es Hexen, die den Mond vom Himmel herabziehen können, Drachen und Riesenameisen, die in den Bergen oder in der Tiefe von Brunnenschächten kostbare Schätze hüten und böse Geister, die dem Schatzgräber auf dem Heimwege das gefundene Gold in Kohlen wandeln. Da erzählten sich schon in alter Zeit die Griechen von den Göttern, die unerkant auf Erden wandern und die Gastlichkeit der Menschen auf die Probe stellen, um denen, die sie als gut und freundlich befunden, die Erfüllung eines Wunsches zu gewähren. Man glaubt an den Heckepfennig und das „Tischlein deck' dich!“, an ein ideales Schlaraffenland, die Stadt der Seligen, das Wolkenkuckucksheim und das Unsichtbarland Aphannai, wo man alles haben kann, was einem in dieser schnöden Welt versagt bleibt.

Aber glücklicherweise fließen uns die Quellen, aus denen wir unsere Kenntnis altgriechischer

Märchen schlürfen können, gelegentlich auch reicher. Da ist einmal Vater Herodotos, der gemütliche Plauderer, der aus geschichtlich-volkskundlichem Interesse gar viele Geschichtlein aufgezeichnet hat, die ihm auf seinen Reisen erzählt wurden. Und da ist eine stattliche Zahl echter volkstümlicher Märchen darunter, die heute zum großen Teil Gemeingut der ganzen Welt geworden sind, ich erinnere an die Geschichte vom Ring des Polykrates, von Arion, dem Meister der Töne, den ein kunstsinniger Delphin, von des Sängers herrlichem Liede entzückt, aus den Wogen des Meeres ans Land trug, von Gyges und seinem unsichtbar machenden Ring, von Solons Besuch beim reichen Könige Kroisos und der nur zu schnell in Erfüllung gegangenen Warnung des weisen Atheners, daß niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei. Herodotos hat auch das ursprünglich ägyptische Märchen vom Schatzhause des Rhampsinit auf griechischen Boden verpflanzt, das heute, über die ganze Welt verbreitet, bei allen Völkern erzählt wird und unter dem Titel „Der Meisterdieb“ auch ein allbekanntes deutsches Volksmärchen geworden ist.

Geradezu ein Sammelbecken altgriechischer Märchen sind die „Verwandlungen“ des geistvollen Ovidius Naso, des römischen Hof- und Salonpoeten aus der Zeit des Kaisers Augustus. Er will unterhalten, und zwar in pikanter Weise, die dem frivolen Geschmack seines Lesepublikums entspricht. Er greift daher mit beiden Händen in die volle Schatzkammer altgriechischer Märchen und Mythen, die ja

die geistige Kost des gebildeten Römers von Jugend auf sind, und flicht uns in seinen Metamorphosen eine anmutige Perlenkette aus den köstlichsten Kleinodien griechischer Volkspoese, für die ihm die Nachwelt stets danken wird, wenn er auch den volkstümlichen Ton völlig mißachtete und sich unter seiner Hand die schlichte Volkspoese, diese naive Fee der griechischen Berge, zur strahlend-schönen Demiondaine des römischen Salons verwandelte. Ihm verdanken wir so viele Märchen, die auch zu unserem geistigen Inventar und zum Rüstzeug unserer Jugendbildung geworden sind, wie die Märchen von Philemon und Baucis, dem Hochmut der Niobe und ihrer Bestrafung, dem König Midas mit den Esels-ohren, der Verwandlung der Daphne in einen Lorbeerbaum, der Bewachung der Jo durch Argos und ihrer Verwandlung in eine Kuh, der Befreiung der Andromeda durch Perseus, der Sonnenfahrt des unglücklichen Phaethon usw.

Das schönste und abgerundetste aller antiken Märchen, die wir kennen, ist das von Cupido und Psyche; Apuleius aus Madaura in Afrika, der zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius blühte, hat dies echte Volksmärchen seinem großen Romane „Vom goldenen Esel“ eingelegt.

Während es im Altertume Märchensammlungen im heutigen Sinne nicht gab, hat man früh Fabelsammlungen angelegt. Das hatte seinen besonderen Grund. Mit der Fabel, besonders der Tierfabel, wollte man nicht bloß unterhalten, sie sollte hauptsächlich belehren. Wie die Brahmanen und

in noch höherem Grade nach ihnen die Buddhisten in Indien die Tierfabeln lieben und pflegen und sammeln, weil sie die besondere Eignung besitzen, bei der Predigt und religiösen Belehrung ethische Sätze oder praktische Lebensregeln drastisch zu veranschaulichen, so ist um dieselbe Zeit, d. h. etwa 500 bis 400 v. Chr., auch in Griechenland die Tierfabel bei öffentlichen Rednern, Politikern, sophistischen Lehrern beliebt; der Philosoph schätzt sie als Einkleidung philosophischer Ideen, der öffentliche Redner und Volksführer spricht durch die Fabel zum Volke in dessen Sprache und deutet sie in politischem Sinne. Wie sie das taten, davon können wir uns aus gelegentlichen Berichten der Alten eine deutliche Vorstellung machen:

Da lebte in Himera in Sizilien der Dichter Stesichoros in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts vor unserer Ära. Seine Landsleute, die Himeraier, hatten den berüchtigten Tyrannen Phalaris von Akragas zu ihrem Feldherrn mit unumschränkter Vollmacht gewählt. Und nicht genug damit, sie wollten ihm sogar eine Leibgarde bewilligen. Stesichoros erkannte die große Gefahr, die dies Vorgehen für Himera barg, und trat vor seinen Mitbürgern auf und erzählte ihnen folgende Fabel: „Das Pferd hatte eine Wiese ganz allein für sich. Da kam der Hirsch und fraß ihm das ganze Weidegras weg. Da wollte sich das Pferd am Hirsch rächen und fragte darum einen Menschen, ob er sich mit ihm zur Bestrafung des Hirsches verbinden wollte. Der Mensch erklärte sich dazu bereit, stellte

aber die Bedingung, daß das Pferd sich Zaum und Zügel anlegen und ihn auf seinen Rücken steigen lasse, mit seinen Wurfspießen in der Hand. Das Pferd hatte nichts dagegen und so stieg denn der Mensch auf seinen Rücken. Aber anstatt den Hirsch zu bestrafen, wurde das Pferd nun selbst zum Knecht des Menschen.“ Daran knüpft nun Stesichoros die Nutzenanwendung: „Ebenso hütet auch ihr euch, daß euch nicht dasselbe widerfahre wie dem Pferde, während ihr von dem Wunsche beseelt seid, euch an euren Feinden zu rächen. Zügel und Zaum sind euch schon angelegt, denn ihr habt euch den Phalaris zum Feldherrn mit unumschränkter Vollmacht gewählt. Jetzt gebt ihm nur noch auch die Leibgarde, und er setzt sich euch ins Genick und ihr werdet seine Knechte sein!“

Ein andermal hielt Aisopos, der Fabeldichter, in Samos eine öffentliche Rede vor dem Volke. Ein politischer Parteiführer stand nämlich vor Gericht und es handelte sich darum, ob er zum Tode verurteilt werden sollte. Da erzählte Aisopos seinen Mitbürgern folgende Fabel: „Der Fuchs durchschwamm einmal einen Fluß, er wurde stromab getrieben und hatte das Unglück, zwischen zwei Felsen eingeklemmt zu werden. Er konnte sich nicht aus seiner Lage befreien und mußte viel Pein erdulden. Zum Überfluß nistete sich in seinem Pelz noch eine Unmenge von Zecken an, die ihn sehr quälten. Ein Igel trieb sich gerade dort herum, und wie der den Fuchs in der traurigen Lage sah, empfand er Mitleid mit ihm und fragte ihn, ob er ihn von den Zecken

befreien solle. Der Fuchs aber sagte „nein!“ Der Igel fragte ihn: „Warum nicht?“ Da antwortete der Fuchs: „Diese Zecken, die auf mir sind, die haben sich an meinem Blute schon voll- und sattgetrunken und sie entziehen mir nur mehr wenig Blut. Wenn du mich aber von ihnen befreist, dann werden andere kommen, die noch hungrig sind, und die werden mir den Rest meines Blutes austrinken.“ Und daran knüpfte Aisopos die Belehrung: „So wird euch, ihr Männer von Samos, dieser Angeklagte keinen Schaden mehr zufügen; denn er ist schon reich. Wenn ihr ihn aber tötet, dann werden andere an eure Spitze treten, die noch arm sind, und die werden euch alles stehlen, was euch noch übrig geblieben ist, und werden es vertun!“

Ausdrücklich empfahl Aristoteles in seinem Lehrbuch über die Redekunst die Anwendung derartiger Fabeln, die er *Logoi* nennt, in politischen Reden, um auf Grund ähnlicher Geschehnisse, die einmal stattgefunden haben, das richtige Verhalten für die Zukunft abzuleiten. Und da es nicht immer leicht sei, schnell entsprechende historische Ereignisse bei der Hand zu haben, so möge der Redner zu dem leichteren Mittel greifen, an einer Tierfabel die Lage zu beleuchten. Nach dieser Lehre läßt auch der römische Geschichtsschreiber Titus Livius seinen Helden Menenius Agrippa vorgehen: Die römische Plebs war im Jahre 494 v. Chr. Geb. aus Rom fort und auf den nahegelegenen heiligen Berg gezogen. Der populäre, verdiente Aristokrat Menenius Agrippa wird zu den Streikenden hinausgeschickt, sie zur

Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen. Er erzählt ihnen die Fabel oder Parabel von den Gliedern des Körpers, die sich eines Tages gegen den Magen empörten, weil er nur ein unnützer Fresser sei, der sich von ihrer Arbeit mäste. Und sie streikten. Weil sie aber nicht mehr arbeiteten, konnte der Magen dem Körper keine Nahrung mehr zuführen und auch die Glieder wurden schwer geschädigt. Durch diese Fabel mit der daraus gezogenen Nutzenanwendung soll Menenius die Streikenden zur Rückkehr überredet haben.

Diese Fabel hat Livius von seinen Vorgängern in der Geschichtschreibung Ennius und Livius Andronicus übernommen, diese hinwiederum haben sie aus griechischen Quellen gekannt.

Diese eminent praktische Bedeutung der Fabel für das öffentliche Leben führte früh zu Zusammenfassungen und Sammlungen der Fabeln. Schon zu Beginn des fünften Jahrhunderts vor Christus bestand eine solche Sammlung, als deren Verfasser A i s o p o s genannt wurde. Diese originelle Persönlichkeit muß im sechsten Jahrhundert vor unserer Ära an der kleinasiatischen Küste, auf Samos und in Griechenland dieselbe Rolle gespielt haben, wie um 1400 n. Chr. im Orient Naßreddin Hodscha, der Schalksnarr am Hofe des Tatarenchans Timurlenk, und wie Till Eulenspiegel in deutschen Landen. Weil sich um des Aisopos Namen im Laufe der Zeit allerhand abenteuerliche Erzählungen kristallisierten, ebenso wie um die Gestalten der beiden anderen eben genannten Belustiger der Menschheit, hat man

seine Gestalt überhaupt für eine bloße Fiktion erklärt. Hiezu ist gar kein Grund vorhanden. Seine Fabeln waren in Prosa erzählt und haben in den späteren Fabeldichtern Phaedrus, Babrios und Avianus poetische Bearbeiter gefunden und auf Mittelalter und Neuzeit stark eingewirkt.

Das altgriechische Märchen lebte durch das Mittelalter hindurch weiter bis in die Neuzeit. Das neugriechische Volk von heute besitzt einen riesigen Schatz schönster Märchen. Seit mehr als fünfzig Jahren zeichnen Gelehrte in Griechenland Märchen auf und sammeln sie und immer neues Material strömt aus den verschiedenen Gegenden Griechenlands zu. Diese Märchen sowohl wie die ungemein zahlreichen Ortssagen im heutigen Griechenland enthalten viele antike Elemente und beweisen dadurch ihren ununterbrochenen Zusammenhang mit dem Altertum. Charos, der Totengott, identisch mit dem antiken Totenfährmann Charon, Erotas, der Liebesgott, der nur seinen alten Namen Eros modernisierte, ebenso wie aus dem altgriechischen Vater p a t é r ein p a t é r a s geworden ist, die Moiren oder nach neugriechischer Aussprache Miren, die Göttinnen des Schicksals, die dem Menschen bei seiner Geburt sein zukünftiges Los auf die Stirne schreiben, die Glücksgöttin Tyche, die Gespenster Gillu, Empusa, Lamia und Mormo, ferner die Neraides, die weiblichen Genien, die die Wälder und Schluchten, die Berge und Täler beleben und den alten Nereiden, den Meernymphen und Töchtern des Nereus, verwandt sind, all diese

Gestalten stammen aus dem antiken Volksglauben und sind durch die Jahrtausende im Volke bewahrt geblieben.

Ich will im folgenden keine altgriechischen Märchen erzählen, aber auch keine eigentlich neu-griechischen. Sondern ich lasse das griechische Mittelalter zu dem geschätzten Leser sprechen. Auch in dem Jahrtausend von der Teilung des römischen Reiches in eine östliche und eine westliche Hälfte bis zur Eroberung der Konstantinsstadt durch die Osmanen haben die breiten Schichten des griechischen Volkes in Stadt und Land ihr schlichtes, von keiner Literatur beeinflusstes Geistesleben geführt, sie haben Volkslieder gesungen und Märchen erzählt. Sie haben die Märchen erzählt, die sie von ihren Altvorderen übernommen hatten; es ist das byzantinische Mittelalter aber gerade die Zeit, wo viel neuer Märchenstoff von auswärts auch nach Griechenland dringt. Übersetzungen des indischen Fabelbuches Pantschatantra, der Lebensbeschreibungen Buddhas, des orientalischen Volksbuches vom Syntipas, das der Vater unseres Volksbuches von den sieben weisen Meistern geworden ist, überströmten das mittelalterliche Griechenland von Osten her mit einem Meere neuer Fabeln und Märchen. Von Westen hinwiederum brachten die fränkischen Ritter, die französischen und italienischen Barone und ihr Anhang, die besonders zur Zeit des lateinischen Kaisertums im dreizehnten Jahrhundert Griechenland den Stempel ihres Wesens aufdrückten, ihre Ritterromane und Sagen mit nach Griechenland

und unter deren Einfluß entstehen neue griechische Romane und Volksbücher, die bis in die neueste Zeit im Volke beliebt sind, Kinder aus der Ehe fränkischen und griechischen Geistes, wie das Volksbuch von Phlorios und Platziaphlora, oder von Imberios und Margarona, das auch uns in unserer Kinderzeit als Geschichte von der schönen Magelone lebhaft ergötzte.

Das erste Märchen, das ich im folgenden vorlege, habe ich „Das Drachenschloß“ betitelt. Es ist die Verdeutschung eines griechischen Liebesromanes, der im Original den Titel führt: „T a k a t a K a l l í m a c h o n k e C h r i s o r r h o i n . E r o t i k ó n d h i í j i m a“, d. h. „Geschichte von Kallimachos und Chrysorhoe. Ein Liebesroman.“ Das griechische Original steht in einer etwa vierhundert Jahre alten Handschrift der Bibliothek von Leyden in Holland. Dem Roman liegt ein echtes und rechtes griechisches Volksmärchen zugrunde. So, wie wir es haben, lebte es im griechischen Volksmunde zu der Zeit, als im Westen Friedrich der Zweite, der letzte Hohenstaufe, herrschte oder als Rudolf von Habsburg lebte, zu der Zeit, als in Konstantins Stadt am Bosphorus das Szepter des Ostreichs in den Händen des Kaisers Andronikos des Zweiten ruhte. Dieser Monarch stammte aus dem Hause der Palaiologen, der letzten der byzantinischen Kaiserdynastien, deren letzter Sproß, der heroische Konstantinos, hundertfünfzig Jahre später, im Heldenkampf Byzantion an die osmanischen Türken verlor, und mit seinem Heldentode die lange Reihe der Cäsaren von

Ostrom beschloß. Dieser Kaiser Andronikos II. ist derselbe, der, bedrängt von den Osmanen, die schon damals, um 1300, mit ihren Schwertern gar hörbar an die morschen östlichen Pforten des byzantinischen Reiches pochten, die Spanier zu Hilfe rief, die dann später, unter dem Namen der katalanischen Kompagnie durch zwei Jahre Griechenland verheerten, so daß der Name der *Catalonii* durch Jahrhunderte auf dem Balkan ein Kinderschreck geblieben ist, etwa wie der „Oxenstern“ und die Schweden im dreißigjährigen Krieg und nachher in Deutschland. Noch heute heißen im albanischen Märchen die Menschenfresser und Riesen „*katalái*“.

Dieser Kaiser Andronikos nun hatte einen Vetter gleichen Namens. Mit vollem Namen hieß er *Andronikos Komnenos Dukas Palaiologos*. Dieser kaiserliche Prinz muß Sinn für volkstümliche Poesie und auch selbst eine poetische Ader besessen haben. Denn er ist es, dem wir unser Märchen verdanken. Mag er es nun von seiner alten Kinderfrau, mag er es aus dem Munde eines griechischen Kriegsknechtes erzählen gehört haben, offenbar hat es ihm gefallen und er hat einen Roman in Versen daraus gemacht. Das Versmaß, das der hochgeborene Märchenfreund und Dichter zur Versifizierung des Volksmärchens verwandte, war der „politische Vers“, das in der byzantinischen Poesie seit etwa 600 n. Chr. durchaus übliche volkstümliche Versmaß, ein jambischer Fünfzehnsilber, von der Form:

„Im Dráchenschlóß das schönste Weíß vom kühn-  
sten Mánn erlöst ward“, also

υ — ' υ — ' υ — ' υ — ' || υ — ' υ — ' υ — ' — .

Dieses Versmaß lebt noch heute in ungebrochener  
Lebenskraft in der neugriechischen Volkspoesie fort  
und die meisten Klephtenlieder, Liebeslieder und  
volkstümlichen Balladen des modernen griechischen  
Volkes sind in diesem politischen Verse gedichtet,  
der seinen Namen „stichos politikós“ von  
„politis“ „Bürger“ ableitet, weil er als bürger-  
licher oder volkstümlicher Vers ursprünglich im  
Gegensatze zu den gelehrten antiken Maßen, dem  
Hexameter und dem elegischen Distichon, stand.

Auch das zweite Märchen dieses Büchleins „Die  
Reise zum Glück“, steht im griechischen Urtext  
in einer Handschrift, die sich in Oxford, in der be-  
rühmten bibliotheca Bodleiana, befindet, so benannt  
nach Sir Thomas Bodley, einem ihrer Stifter und  
Förderer. Das Original ist auch in diesem Falle ein  
Gedicht in politischen Versen und führt in der Hand-  
schrift den Titel: „Lógos parigoritikós  
peri evtichías ke dhistichías“, d. h.  
„Trostrede über das Glück und das Unglück“. Das  
Original dieses Originals aber war wieder ein  
schlichtes griechisches Volksmärchen, das sich ähn-  
lich unter dem Titel „Reise nach dem Schicksal“ o. ä.  
auch bei anderen Völkern findet. Verweise auf  
einige Verwandte unseres griechischen Märchens  
bei anderen Völkern werde ich in den Anmerkungen

bringen. Irgendein gelehrter griechischer Märchenfreund, wer es war, wissen wir nicht, denn es fehlt jeder Anhaltspunkt, den Autor zu erschließen, hat sich des volkstümlichen Stoffes bemächtigt, der von der Wanderung eines Unglücklichen nach dem Glücksschlosse und seinen Abenteuern unterwegs und in den Schlössern der Feenschwestern Glück und Unglück erzählt und ihn poetisch bearbeitet. Aus dem sprachlichen Charakter des Griechisch, das unser Autor schreibt, d. h. aus den Biegungsformen, die er beim Substantiv anwendet, aus den Verbalformen, die ihm geläufig sind, läßt sich schließen, daß er um etwa hundertfünfzig Jahre früher gelebt und gedichtet hat, als der Umdichter des Märchens vom „Drachenschloß“, also etwa 1150 n. Chr. Geb., zur Zeit, da in Deutschland Konrad von Hohenstaufen und Friedrich Barbarossa des Reiches Krone trugen.

Das dritte Märchen haben wir „Die Geschichte vom weisen Leon“ betitelt. Es behandelt beliebte und bekannte Märchenmotive, zu denen in unseren Anmerkungen einige Parallelen bei anderen Völkern notiert sind. Dieses alte griechische, wohl aus dem Orient nach Griechenland verpflanzte Märchen ist in drei versifizierten Versionen auf uns gekommen, die von einander nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich in manchen Punkten nicht unbeträchtlich abweichen. Die eine steht in einer Pariser Handschrift der Nationalbibliothek und führt den Titel „Peri tu jérondos tu fronímu mutsokureménu“, d. h. „Über den weisen, ge-

ohrfeigten und geschorenen Greis“; sie ist die älteste von den dreien und ist, wie wieder aus sprachlichen Indizien zu schließen ist, um 1400 niedergeschrieben. Die zweitälteste Version steht in einer berühmten griechischen Handschrift der Wiener Hofbibliothek, die dort die Signatur „cod. graec. 244“ führt und nebst vielen anderen Handschriften von dem gelehrten Diplomaten Ogier Ghiselin von Busbecq (Augerius Busbequius), dem Gesandten Kaiser Ferdinands I. in Konstantinopel, im Jahre 1562 nach Wien mitgebracht wurde, demselben Manne vielseitigen Interesses, dem die germanistische Wissenschaft die Kenntnis vom Vorhandensein der Krimgoten, die klassischen Philologen die Auffindung des großen Rechenschaftsberichtes des Kaisers Augustus in Ancyra, des Monumententum Ancyranum, verdanken. Nebenbei bemerkt ist dies derselbe kaiserliche Gesandte Busbequius, der die Tulpe und *Syringa vulgaris*, den Flieder, aus dem Orient nach Mitteleuropa mitbrachte und verpflanzte. Um aber auf unsere Busbecqhandschrift zurückzukommen, so heißt unser Text dort: „Víos ke politía tinos dhokimotátu ke sofotátu jéron dos“, d. h. „Leben und kluges Handeln eines hochangesehenen und sehr weisen Greises“. Ein Mönch ist der Verfasser dieser poetischen Bearbeitung unseres Märchens. Er gibt sich selbst in der Einleitung seines Gedichts zu erkennen: er sendet es nämlich an einen Freund, namens Arjiromítis, d. i. Silbernase, und erklärt ihm, nur seine Freundschaft zum lieben Silbernase habe ihn veranlaßt, dies Ge-

dicht zu schreiben, denn sonst sei es fern abliegend für Mönche, derartige Märchen und so weltliche Stoffe zu schreiben. Als Ogier Busbecq den Codex in Konstantinopel fand und erstand, muß dieser noch sehr jung gewesen sein, denn er stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts; auch unser Mönch, der Bearbeiter des Märchens, dürfte also um diese Zeit gearbeitet haben. Es ist nicht anzunehmen, daß unser Klosterbruder direkt nach dem Volksmunde gearbeitet hat, d. h. daß er sich das beliebte Märchen erzählen ließ und danach in Verse brachte, sondern es lag ihm jedenfalls schon eine Niederschrift des Märchens vor, deren es ja, wie unsere erste Version beweist, schon gab. Und diese seine Vorlage muß in die Zeiten der alten byzantinisch-christlichen Kaiserherrlichkeit zurückreichen, also etwa hundert Jahre vor ihm niedergeschrieben sein, denn sie kannte noch die griechischen Titulaturen der kaiserlichen Beamten, den Logotheten, den Toparchen, ihr ist der Herrscher noch der Basileus, und Byzanz, die Hauptstadt, der ein Preislied gesungen wird, ist noch die alte christliche strahlende Konstantinsstadt; der Sklave führt die eigentümliche römisch-griechische Bezeichnung „m a n g i p s“ (μάγκιψ, lateinisch m a n c i p i u m).

Die dritte Version unseres Textes, betitelt „O s o f ó s p r e s v í t i s“, d. h. „der weise Greis“, fand sich in einer Handschrift einer griechischen Gymnasialbibliothek aus dem 17. Jahrhundert. Sie ist die jüngste der drei Versionen. Möglich, daß ihr Autor nach mündlicher Erzählung gearbeitet hat,

möglich, daß auch er eine schriftliche Vorlage hatte, die dann jedenfalls auch jünger war als die Eroberung der Hauptstadt durch die Osmanen, denn diese dritte Version weist im Gegensatz zu den beiden anderen schon reichlich türkische Worte auf, sie nennt zum Beispiel den Markt *pasári*, das Pferd *áti*, die Tagesration an Essen *lufés* u. a. m.

Außer diesen Versionen gab es noch andere, von denen Bruchstücke erhalten sind. Das Märchen vom weisen Greise erfreute sich also gar großer Beliebtheit beim griechischen Volke vom 14. bis 17. Jahrhundert. Ich habe im Titel den weisen Greis *Leon* genannt, denn so oder *Ptocholeon*, der arme Leon, heißt er in der ältesten und kürzesten Version. Dieser bin ich in meiner Verdeutschung gefolgt, nur an einzelnen Stellen, die ich in den Anmerkungen bezeichnen werde, habe ich charakteristische Züge aus den anderen Versionen übernommen.

Alle drei handschriftlichen Versionen des weisen Leon sind in trochäischen Achtsilblern (Versmaß zum Beispiel der Grillparzerschen „Ahnfrau“) abgefaßt.

„Die Geschichte vom Esel, vom Wolf und von der Frau Füchsin“ ist die Verdeutschung des neugriechischen, seit 1539 wiederholt in Venedig gedruckten Volksbuches „*Gadháru, líkukjálupús dhiíjisísoréa*“, d. h. „Schöne Geschichte vom Esel, dem Wolf, und der Frau Füchsin“. Der letzte Venezianer Druck erschien noch 1832, ein Beweis, wie beliebt das Volksbuch bis in die neueste Zeit in Griechenland blieb. Nach dieser

letzten genannten Venezianer Ausgabe hat kein Geringerer als der Altmeister J a k o b G r i m m, der große deutsche Germanist, in seinem „Sendschreiben an Karl Lachmann. Über Reinhart Fuchs“ im Jahre 1840 den griechischen Text der Gelehrtenwelt vorgelegt, den ich hier zum ersten Male übersetze. Das griechische Volksbuch ist in dem schon oben besprochenen politischen Verse abgefaßt, zwei aufeinander folgende Verse sind immer durch Endreim miteinander verknüpft. Es ist eine Tierfabel, die zum Kreise der Reineke Fuchs-Fabeln gehört. Freudig begrüßen wir uns wohl vertraute Anklänge an den Goetheschen Reineke. Der Fuchs als Klausner, als büßender Klosterbruder, der „strenge Gelübde getan, die Sünden zu büßen, Deren Schuld er leider bekenne“, der „heilig gelobet, Nimmermehr Fleisch zu genießen“, der den Hahn Hennig seine Kutte und sein Scapulier mitsamt dem härenen Kleid beschauen läßt und ein Zeugnis seines Priors vorweist, dabei auf böse Taten sinnt und wirklich bald darauf Hahn Hennigs Kinder ermordet; der Reineke, der sich fromm stellt und Lampe, den Hasen, das Credo lehren will, um ihn zum Kaplan zu machen; und schließlich Reineke, der, seine Sünden zu büßen, die Pilgerfahrt nach Rom antritt, zum Seelentrost den Widder Bellyn und Lampe, den Hasen, mit sich auf den Weg nimmt, um Lampe in seiner festen Burg Malepartus zu erwürgen und zu verzehren und dem Widder Bellyn auch schlaue den Untergang zu bereiten, sind uns ja, seitdem wir auf der Schulbank zum ersten Male „Pfingsten, das liebliche

Fest, war gekommen“ gelesen haben, unauslöschliche und liebe Bilder geworden. Auch in unserem griechischen Volksbuche ziehen die drei Helden auf eine Pilgerfahrt. Zuerst allerdings verbinden sie mit ihrer Reise rein weltliche Zwecke: sie wollen nach Anatolien, d. i. Kleinasien, hinüber und dort ausständige Gelder einkassieren. Erst an Bord des Schiffes überlegen sich's die zwei Intriganten, die hier in Freundschaft zusammenhalten, und die fingierte Beichte zeugt die bußfertige Idee, nach dem heiligen Berge Athos, diesem Kloster aller Klöster, zu pilgern, um sich dort einkleiden zu lassen, der Wolf als Mönch, Frau Füchsin als Nonne. Daß Reinhart im griechischen Volksbuch eine intrigante Dame ist, hat seine Ursache nur in einer grammatikalischen Absonderlichkeit der neugriechischen Sprache, in der der Fuchs, „i alup ú“, ein Substantivum weiblichen Geschlechtes als Namen führt.

Im griechischen Volksbuch freilich gehen der Frau Füchsin ihre bösen Absichten nicht so gut aus wie dem Meister Reineke im deutschen Epos. Herr Esel zeigt sich überlegen. Da spielt eine andere Tierfabel, die auf dem Balkan und auch sonst beliebt ist, in unsere Reinekegeschichte herein. Zwei Fassungen dieser Fabel, die den Titel „Der Wolf und das Pferd“ führt, kenne ich aus Albanien. Die eine erzählt:

Ein Wolf, der sehr hungrig war, ging aus, um Nahrung zu suchen. Da traf er ein Pferd, das auf einer Wiese weidete. Und er sprach zu dem Pferd: „Bei Gott, liebes Pferd, ich fresse dich!“ „Tu mir das Unglück nicht an!“ erwiderte das Pferd, „du wirst mich

doch nicht fressen!“ „Du tust mir recht leid,“ darauf der Wolf, „aber was soll ich tun, ich sterbe vor Hunger.“ „Nun also!“ sprach das Pferd, „da du dir wirklich in den Kopf gesetzt hast, mich zu essen, so iß mich! Aber vor einigen Tagen ist mir ein Nagel in meinen Hinterfuß gedrungen. Der tut mir sehr weh! Ich bitte dich, zieh' mir den Nagel heraus und dann iß mich, wenn du willst!“ Der Wolf näherte sich, um dem Pferd den Nagel herauszuziehen, aber das Pferd gab ihm einen Fußtritt vor die Stirn, und er stürzte platt zu Boden. Bevor er aber starb, sprach er: „Recht hat an mir das Pferd gehandelt! Mein Vater war doch kein Hufschmied, mein Großvater auch nicht: was hat mich dazu veranlaßt, den Hufschmied spielen zu wollen?“

In der anderen Fassung sagt der sterbende Wolf: „Wo ich doch ein Fleischer bin, wozu mußte ich da den Hufschmied spielen?“

Im äsopischen Fabelcorpus stehen drei Varianten dieser Fabel. Da ist es der Esel, der sich in der einen Fassung wirklich, in der anderen angeblich, einen Splitter (oder Nagel) in den Fuß gezogen hat und mit dem Wolf, der ihn fressen, oder in zwei Fassungen wirklich nur heilen will, ebenso verfährt, wie das Pferd in den albanischen Fabeln. In der griechischen Fabel sagt der Wolf: „Wehe, mir geschieht recht! Ich habe doch die Kochkunst erlernt, und jetzt hab' ich den Tierarzt spielen wollen!“

*Köhler II 675/  
Bolle Tharaxer, 38/4*

Das parodistische Märchen, das ich „Die Traube vor dem Gericht des Königs Quitte“ betitelt habe, stammt aus dem zwölften Jahrhundert.

Der griechische Text steht in dem oben erwähnten Codex der Wiener Hofbibliothek, außerdem in einer Pariser Handschrift, drittens wurde er noch im Jahre 1783 als griechisches Volksbuch in Venedig gedruckt. Außerdem gibt es alte serbisch-slovenische und türkische Fassungen unseres Märchens, das somit durch die Jahrhunderte im Orient sehr volkstümlich und sehr beliebt gewesen sein muß. Diese Beliebtheit ist auch begreiflich. Denn es behandelt zwei Themen, die nie ersterbendes Interesse zu beanspruchen geeignet sind: Der Hof des Kaisers von Ostrom tritt im Märchen auf in seiner ganzen Pracht, mit allen seinen vielen Würdenträgern, mit ihren prunkvollen Titulaturen, mit seinen Gerichtsverhandlungen, Denunziationen, Hochverratsriechereien, schnell fertigen Urteilen. Träger dieses Hoftreibens sind origineller Weise Pflanzen, personifizierte und belebte Obstgattungen. Wir haben also eine Pflanzen- oder Frucht-fabel vor uns. Darum heißt auch der griechische Titel dieses Kuriosums „Dhiíjisis tu porikológu, d. i. „Erzählung des Obstbuches“. Aber das Märchen oder die Frucht-fabel soll nicht bloß eine Satire auf den byzantinischen Hofstaat sein, im Gegenteil, das ist nur die äußere Einkleidung. Im Grund ist es ein ätiologisches Märchen, eine erklärende Natursage, in der die Phantasie irgend eines findigen Kopfes aus dem Volke die Erklärung dafür gefunden und als Wissender uns Nichtwissern mitgeteilt hat, warum wir denn so gern Wein trinken, und wie es kommt, daß der Weingenuß schon so manchen in wenig ästhetische Zustände versetzte. Die große

Frage ist geklärt: Die Weintraube hat sich als Denunziantin den Groll des Mächtigsten der Erde zugezogen, er hat sie verflucht, der Fluch ist ihr geblieben und ist fürchterlich: Das Blut soll ihr durch Männer aus dem Leibe getrampelt werden, und dies Blut soll die verderblichen menschenfeindlichen Wirkungen haben, die der Schluß unseres Märchens schildert.

Unsere byzantinische Weinfabel ist entschieden von weinfeindlichem Geiste durchweht. Der Bearbeiter der oben erwähnten slavischen Version macht dieses Vergehen gegen den heiligen Geist des Bakchos ein klein wenig wieder gut. Er scheint ein nicht ganz weinfeindlicher orthodoxer Klosterbruder gewesen zu sein. Ihm wird die Traube, die „heilige“ Traube, die „heitere, heilige“ Traube zur Märtyrerin eines ungerechten Urteiles. Sie kommt nämlich wehklagend zum Quittenapfel, dem herrlichen Kaiser, und bittet ihn um Schutz gegen die Johannisbeere, ihren Bruder; dieser wolle sie töten und ihr mit dem Schwerte das Haupt abschlagen. Sie bringt ihre Zeugen; aber gegen die Traube tritt die Zwiebel in ihrem Purpurmantel auf und tränenden Auges bezeichnet sie die Traube als Lügnerin. Der Kaiser Quitte ist schnell fertig mit seinem Urteil; er glaubt dem letzten Sprecher und fällt den Spruch, wie in der griechischen Version. Aber bald fährt das Urteil in anderen Geleisen: „Ihr Blut aber“, fährt es fort, „bewahre man an einem kühlen Orte, den herzerfreuenden Wein, den man in Bechern trinken soll, dem ungerichten Verleumder“, d. i. der Weintraube, „zum

Hohne!“ Und jetzt werden wie im Griechischen, die schädlichen Wirkungen des Weines vorhergesagt, allerdings mit der Einschränkung, „wer aber davon zuviel trinkt, der usw.“ Aber dann wieder ein weltfröhliches Blinzeln nach den erquicklichen Tugenden des Traubenblutes: „Das sind die üblen Wirkungen des Weines; von den guten brauche ich nicht zu reden: er ist immer des Scherzes, der Freude und Fröhlichkeit voll, stärkt die Alten, erfreut die Jungen, ist der Liebe Vermehrer und —“ da packen ihn wieder Gewissensskrupeln, den freundlichen Autor der slavischen Version, ob er sich nicht etwa schon zu viel vergeben habe durch das Lob des Weines — „Verderber der Seele“, fährt er, auf einmal umspringend, fort. „O weh! Siehe zu, Liebster, daß du das Weintrinken fliehst: der Wein hat den hochweisen Salomo einem Weibe aus fremdem Geschlechte dienstbar und Gott abtrünnig gemacht und ihn die Götzen anbeten lassen; der Wein hat des starken Sampson Weisheit und Kraft gebrochen, ihn den Feinden ausgeliefert und seine Seele ins Verderben gestürzt!“

Die slavische Version der Weinsage ist somit eine bewußte Umarbeitung einer griechischen weineindlichen Vorlage mit der Tendenz, die Position der Traube in der Fabel zu bessern und auch den guten Wirkungen ihres edlen Blutes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es ist höchst ergötzlich zu sehen, wie sich die verschiedenen Naturen der zwei Autoren in unseren beiden Texten widerspiegeln. Der ursprünglichere Text ist der griechische, er ist mehr

aus einem Guß, während im slavischen die Erfindung von der Mordabsicht der Johannisbeere bei den Haaren herbeigezogen ist; das Motiv wird im weiteren Verlauf auch ganz fallen gelassen, denn der Traubengegner Zwiebel tritt gar nicht für die Johannisbeere ein, erwähnt sie gar nicht, sondern verteidigt sich und seinen Anhang, ein Beweis dafür, daß das Hochverratsmotiv das ursprünglichere war.

„Die Artabrücke“ und „Der Wurfkólakas“ enthalten alte Märchenstoffe, die noch im heutigen Griechenland und auf dem ganzen Balkan sowohl als Märchen wie auch besonders in Volksliedern fortleben. Ich habe hier zwei neugriechische Volkslieder oder volkstümliche Balladen verdeutscht.

Das Lied von der Artabrücke („to jofiri tis Ártas“) stammt aus Korfu, das der Stadt Arta, dem Ambrakia des Altertums, am Meerbusen von Arta, dem alten Sinus Ambracicus, an der Mündung des Flusses Arta, dem alten Arachthos, benachbart ist. Der Sagenstoff ist auf dem ganzen Balkan, auch in Rumänien und in Siebenbürgen verbreitet. Es ist die Bausage mit dem Motive der Einmauerung eines lebenden Menschen als Sühnopfer für den zürnenden Ortsgenius oder Flußdämon. In Albanien wird die Sage an drei Örtlichkeiten angeknüpft, an die Burg von Shkodra (Skutari), die von Berat und die Fuchsbrücke von Dibra. Die Burgsage von Shkodra (serbisch Skadar) ist berühmt durch das serbische Volkslied „Eine Fest' erbauten die drei Brüder, Die drei Brüder, drei Merljawtschewitschen usw.“ In den

Burgsagen ist die Handlung meist noch durch das rührende Motiv bereichert, daß die eingemauerte junge Mutter ihre Henker um die Gunst bittet, an der Stelle ihrer Brust ein Fensterchen in der neuen Mauer zu lassen. Durch diese Öffnung reicht sie nun Tag für Tag ihrem Söhnlein, das man ihr täglich hinaufbringt, die Mutterbrust, die ein ganzes Jahr hindurch nicht vertrocknet, so daß das Knäblein wächst und gedeiht. Auf der Burg zu Berat in Südalbanien, an die sich dieselbe Einmauerungssage knüpft, zeigten mir alte Frauen die Öffnung in der Burgmauer, aus der bis heute die „Muttermilch der toten Frau“ aus dem Gestein träufelt und an der Vorderseite der Mauer herabfließt. Und diese Milch ist heilkräftig und wundertätig, so erfuhr ich von meinen Begleiterinnen. Denn, wenn eine Frau aus Berat und Umgebung ein kleines Kind hat, aber nicht imstande ist, es zu säugen, dann steigt sie zur heiligen Stelle der Burgmauer empor und taucht dort ein mitgenommenes Stück Brot in den herabrieselnden, weißen Saft und verzehrt dies zum Abendessen und — Wunder! — am nächsten Tag strotzen ihre Brüste von gesündester Muttermilch.

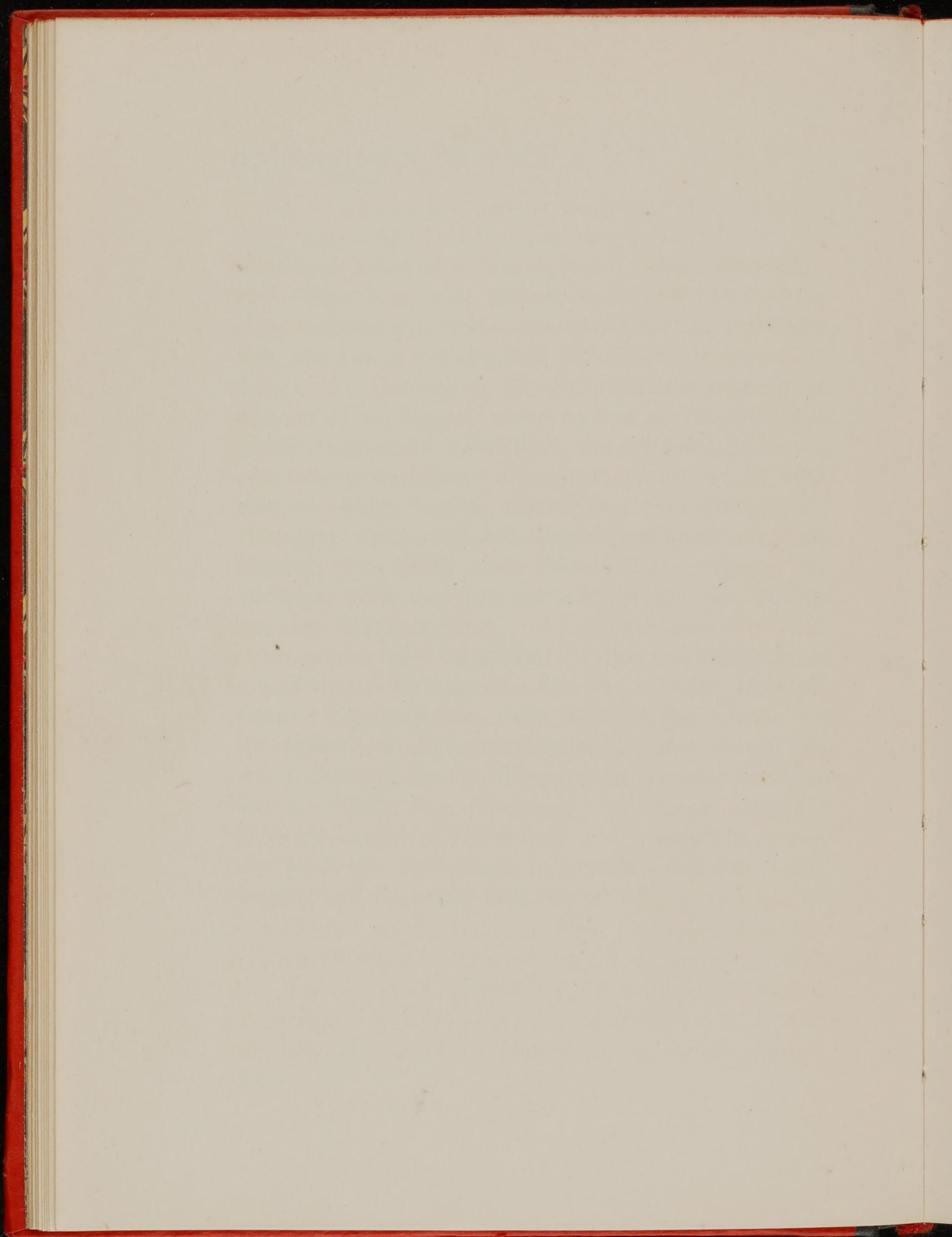
Der Glaube übrigens, man müsse vor Erbauung einer Brücke den Flußgeist durch Opferung lebender Wesen versöhnen, damit er die Brücke nicht einreißt, ist heute noch auf dem Balkan lebendig. Vor 60 Jahren ließ der Gouverneur von Elbassan in Mittelalbanien eine neue Brücke über den reißenden Arsen bauen und, um den Neubau gegen die Gewalt des Wassers festzumachen, zwölf Schafe schlachten,

und deren Köpfe unter die Fundamente der Brückenpfeiler legen.

„Wurkólakás“ ist die neugriechische Bezeichnung eines Gespenstes, eines umgehenden Toten, der im Grabe keine Ruhe findet, eines „Wiedergängers“, der seine lebenden Angehörigen aufsucht. Unser Text, verdeutscht nach einem neugriechischen Volkslied aus Chios, gehört zum Zyklus der Lenorensage, die uns durch Bürgers Ballade bekannt ist. Nur ist es bei Bürger wie in vielen anderen, zumeist nordeuropäischen Fassungen, der tote Bräutigam, der seine Braut heimholt, in unserem Texte, wie in albanischen, bulgarischen, serbischen, rumänischen Variationen dieses weitverbreiteten Sagenstoffes der Bruder, der, noch nach seinem Tode seinem Versprechen treu, der vereinsamten Mutter die Tochter aus der Ferne zuführt.

So mögen die folgenden Proben mittelalterlicher griechischer Volkspoesie das Weben der künstlerischen Phantasie in den unteren Schichten der Menschheit im Griechenreiche beleuchten und dartun, daß neben der Gelehrsamkeit tiefgründiger Theologen, neben der dankenswerten Arbeit von Geschichtschreibern, Philologen und Juristen doch auch die schlichte Volksmuse in Ostroms Landen nie zu singen und zu sagen aufgehört hat!

# Das Drachenschloß



Es war einmal ein König in einem fernen Lande jenseits des Meeres. Der war sehr reich und sehr mächtig und sein Königreich erstreckte sich gar weit. Und er hatte auch drei Söhne; die waren alle drei sehr schön von Gestalt und von Angesicht und auch tapfer waren sie und in jeder Hinsicht wohl geraten. Der König liebte seine drei Söhne in gleicher Weise. Und als er nun fühlte, daß sein Alter herannahe, überlegte er bei sich, welchem von den drei Jünglingen er die Krone seines Reiches überlassen sollte. Er konnte sich aber nicht entschließen, einen von den dreien den beiden anderen vorzuziehen. Denn sie waren alle drei gleich trefflich und ihm gleichermaßen ins Herz gewachsen. Allen dreien gemeinsam die Herrschaft zu überlassen, das schien ihm wieder zu gefährlich. Er fürchtete nämlich, es könne dann das Reich nur allzu leicht von Unruhen und von inneren Stürmen heimgesucht werden.

Und so setzte er sich denn eines Tages in seiner ganzen Königspracht auf seinen Thron und berief seine drei Söhne vor sich und sprach zu ihnen voll väterlicher Liebe: „Meine lieben Söhne! Ich bin stolz auf euch und habe euch alle drei gleich lieb. Darum weiß ich nicht, welchem von euch ich die Krone aufs Haupt setzen und mein Reich hinterlassen soll. Ich will euch aber auch nicht alle drei gemeinsam zu meinen Nachfolgern ernennen. Denn ich wünsche

nicht, daß nach meinem Tode zwischen euch Uneinigkeit entsteht und dadurch mein Reich in Kämpfe und Unruhen gestürzt wird. Darum gebiete ich euch Folgendes: Nehmt euch aus meinen Schatzkammern soviel Schätze, wie ihr wollt! Rüstet euch eine große Heeresmacht aus und dazu alle Behelfe, die zu einem großen Feldzuge notwendig und nützlich sind! Und dann ziehet damit in ferne Länder auf Abenteuer aus! Und dann kehret wieder! Und ich will demjenigen von euch dreien die Krone meines Reiches geben, der die größten Heldentaten vollbringen, sich als den tüchtigsten Feldherrn erweisen, den schärfsten Verstand an den Tag legen und sich durch wahrhaft königliches Auftreten den größten Ruhm erwerben wird.“

So sprach der König. Die drei Prinzen aber freuten sich herzlich über die Worte des Vaters. Und mit reichen Schätzen, großer Heeresmacht und allem nötigen Rüstzeug versehen, brachen sie auf und zogen von hinnen, nachdem sie von ihrem Vater Abschied genommen hatten.

Und sie zogen durch viele fremde Länder. Da, eines Tages, kamen sie in eine einsame Gegend, an den Fuß eines hohen Berges, der mit seinem Gipfel die Wolken überragte. Der Berg war steil und unwegsam. Rauhe Felswände starrten ihnen entgegen. Es war eine fürchterliche, Grauen einflößende Wildnis. Da traten die drei Brüder zusammen, um sich miteinander zu beraten. Und der Älteste — sein Name war Nikokles — schüttelte bedenklich den Kopf und sprach: „Den Berg können wir nicht er-

steigen. Denn er ist viel zu hoch. Sein Gipfel reicht bis zum Himmel, ja sogar die Bäume, die den Berg bedecken, ragen mit ihren Wipfeln bis in den Himmel hinein. Wir wollen darum wegziehen aus dieser Wildnis und uns lieber anderswohin begeben, wo es schön eben ist!“ Und es sprach darauf der zweite der Brüder — er hieß Xanthippos: „Du hast ganz Recht, Bruder! Auch ich rate: Gehn wir weg von hier! Denn wer könnte jemals mit so großer Heeresmacht, mit so vielem Gepäck, wie wir es haben, mit einer solchen Unmenge von Kamelen einen so hohen Berg, wie diesen, ersteigen, der über die Wolken emporragt, der von Felsen starrt, der ganz unwegsam ist und den Bäume bedecken, die bis zum Himmel reichen!? Es gibt ja auch keine Menschen hier in der Nähe. Lebte hier jemand, so müßte man ja im Walde Rodungen und die Zeichen der Tätigkeit des Holzfällers wahrnehmen oder die Spur eines Jägers entdecken können. Nichts von alledem ist sichtbar. Wir sind in eine menschenleere Bergwildnis geraten.“ Und der dritte ergriff das Wort — er aber nannte sich Kallimachos: „Brüder!“ sprach er, „ich schäme mich eurer Worte! Euer Vorschlag ist unmännlich. Von einem Berg werde ich mich doch nicht in Furcht jagen lassen, noch von einer einsamen Gegend, und sollte mir selbst der Tod bevorstehen. Wenn ein Berg mir schon Schrecken einzuflößen vermöchte, wie könnte ich da jemals wieder vor meines strengen Vaters Augen treten und ihm ins Antlitz blicken? Ich habe des Vaters Auftrag nicht vergessen. Ein Berg und ein wilder Wald kann

mich nicht davon abbringen, nach der Nachfolge im Reiche meines Vaters zu streben! Armer, königlicher Vater! Unmännliche Söhne hast du! Gib dein Reich an einen Fremdling weiter und deine Söhne verstoße! Denn sie fürchten sich wie Weiber vor dem Holz des Waldes. Ich aber schäme mich vor unseren Feldherren und unseren Kriegern. Und darum, mag kommen, was da will, ich stehe nicht ab von dem Unternehmen. Mag unser Heer mitsamt dem ganzen Rüstzeug, den Kamelen, den Lasttieren, den Schätzen, dem ganzen Gepäck den Rückzug antreten! Denn sie können ja wirklich den schwierigen, von dichtem Wald bewachsenen Berg nicht erklimmen! Wir drei aber, wir wollen allein, bloß mit unseren Waffen und auf unseren Reitpferden wie Männer den steilen Felsberg emporreiten!“

So sprach Kallimachos, der jüngste Bruder. Und die beiden älteren Brüder schämten sich ihrer Verzagtheit und stimmten seinem Rate bei. Und sie gaben die nötigen Befehle, und ihr ganzes Heer trat mit allem Gepäck und allen Schätzen den Rückzug aus der Wildnis an und begab sich nach Hause zurück.

Die drei Brüder aber begannen den Aufstieg. Und sie ritten unter schweren Mühen durch die Wälder empor. Und die Zeit verging und sie kamen immer noch nicht auf den Gipfel des wilden Berges. Und es vergingen Wochen, und schließlich waren drei Monate um und sie ritten immer noch bergauf und bergauf durch steilen, dichten Wald. Da endlich, am Ende der drei Monate, lichtete sich der finstere

Wald und vor ihnen breitete sich eine anmutige, überaus liebliche Wiese aus. Mitten durch die Wiese floß ein kristallklarer Fluß. Von der Wiese selbst aber leuchteten ihnen Rosen und Lilien entgegen und liebliche Blumen jedweder Art, wie sie nur des Menschen Herz entzücken können. Da saßen sie ab von ihren Pferden, sattelten ab und ließen die Pferde auf der schönen Wiese weiden. Sie selbst aber warfen sich ins blumige Gras und ruhten nach langer Mühsal. Und sie wuschen sich im kristallklaren Wasser des Flusses und bewunderten die Schönheit der Stätte.

Aber der tatendurstige Jüngste gönnte sich und ihnen die Ruhe nicht lange. Bald hub er an und sprach zu den Brüdern: „Brüder, wir haben unser Ziel noch nicht erreicht! Vergessen wir den Auftrag unseres Vaters nicht! Die blumige Au gibt uns keine Gelegenheit zu Heldentaten, durch die wir doch die Krone des Vaters erwerben sollen.“ Diese Worte des Jüngsten leuchteten den beiden älteren Brüdern ein und sie erhoben sich wieder, wappneten sich von neuem, bestiegen wieder ihre Renner und ritten von dannen. Bald wurde der Weg wieder steil und schwer und rings um sie war die tiefste Einsamkeit. Keinem Menschen begegneten sie, ja nicht einmal einem wilden Tiere. Kein Vogel belebte die Luft über der Wildnis. Da, nach langem Ritte, kamen sie ans Ende des Waldes. Und siehe! Vor ihren Augen erhob sich ein großes Schloß, furchtbar und fremdartig zu schauen.

Eine hohe Mauer umgab das Schloß mit Türmen

und mit Toren. Die Mauer war an ihrer Außenseite mit strahlendem Golde beschlagen, so daß sie heller glänzte als die Sonne. Und das Mauerwerk der Türme, die hoch empor bis zum Himmel ragten, war durchwirkt von Gold und von Edelgestein. Die Tore aber bestanden überhaupt nur aus den allerkostbarsten Edelsteinen, die in kunstreichen Mustern aneinandergereiht waren. Als Wächter dieser Herrlichkeiten aber lagen vor den geschlossenen Toren große Schlangen, grimmig anzusehen, die niemals schliefen.

Unsere drei Brüder blieben zuerst beim Anblick des wunderbaren Schlosses starr vor Verwunderung stehen. Dann aber rafften sie sich auf und suchten nach einem Eingang in das Schloß. Sie ritten rund um die Mauer herum und bestaunten die Pracht der Türme und Tore. Aber alle Tore waren versperrt. Keine Spur von einem Menschen oder einem anderen Lebewesen war zu entdecken. Die wilden Schlangen vor den Toren waren die einzigen lebenden Geschöpfe in der trostlosen Stille des Wunderschlosses. Und schon reckten diese furchtbaren Torwächter ihre Häuse und züngelten nach den Helden, um sie zu fressen, wenn sie sich ihnen nahen sollten. Die drei Prinzen zogen sich daher zurück, um sich zu beraten.

Und zuerst sprach der älteste Bruder und riet den beiden anderen: „Stehen wir ab von unserem Vorhaben, meine Brüder! Reiten wir fort von hier! Das Schloß ist schön und prächtig und es strahlt von Gold und Edelsteinen. Aber drin haust sicher ein

menschenfressender Drache. Denn nur einem solchen Herrn gehorchen so grimme Schlangen, wie wir sie hier als Torwächter sehen. Ein kluger Mensch kämpft aber nicht gegen Schlangen und Drachen!“ Und dann sprach der mittlere Bruder und stimmte dem Ältesten vollkommen bei. Nur der Jüngste, Kallimachos, war anderer Meinung und sprach: „Brüder, wenn ihr abziehen wollt, so zieht! Mich aber wird nichts bewegen, von hier fortzureiten, bevor ich das Innere dieses strahlenden Schlosses geschaut habe. Und wenn ich auch sicher wüßte, daß Charon mich hinabholt in sein Reich, ich wiche nicht! Lebt wohl, Brüder! Sollte es mir bestimmt sein, hier als Held zu fallen, so tröstet euch damit, daß mir im Reich des Charon ein schönes Los beschieden sein wird!“

Da sahen die beiden älteren Brüder, daß der Sinn des Jüngsten unbeugsam war, und sie erkannten, daß die Schicksalsfrauen es ihm bei seiner Geburt so geschrieben und bestimmt hatten, im Wunderschlosse zu sterben. Und sie wurden sehr traurig, weinten und klagten, zerkratzten sich die Wangen und schlugen sich die Brust. Als aber die Abschiedsstunde kam, zog der Älteste einen Ring von seinem Finger, reichte ihn dem Jüngsten als Abschiedsgeschenk und sprach: „Behalte diesen Ring! Er besitzt nämlich eine Wunderkraft. Wenn du in Gefahr kommst, so stecke diesen Ring in deinen Mund und du wirst fliegen können und so jeder Gefahr ent-rinnen.“ Der zweite Bruder aber zog den strahlenden, perlenbestickten Mantel aus, den er trug, reichte

ihn dem Jüngsten und sprach zu ihm: „Hier, geliebter Bruder, nimm diesen Mantel als Abschiedsgeschenk von mir! Auch er besitzt eine Wunderkraft. Wenn du verwundet bist, und mögen die Wunden noch so schwere sein, und du ziehst diesen Mantel an, so wird er deine Wunden sofort heilen.“ Darauf küßten sie beide ihren jüngsten Bruder Kallimachos und ritten von dannen.

Kallimachos blieb allein zurück. Und er sprang auf sein Roß und ritt rund um das Schloß herum. Und sieh da! Er kam auf eine Anhöhe gegenüber der Umfassungsmauer des Schlosses. Und er stieg aus dem Sattel und ließ sein Roß grasen. Und dann stieß er seine Lanze in den Boden auf dem höchsten Punkte der Anhöhe, faßte den Lanzenschaft an seinem oberen Ende, das in die Luft ragte, mit beiden Händen und mit kühnem Schwunge schwang er sich über den Raum zwischen der Anhöhe und der Mauer und über die Mauer selbst und sprang geradewegs mitten in den Schloßhof hinein. Was er da an Pracht und Herrlichkeit schaute, läßt sich nicht beschreiben. Zunächst breitete sich vor ihm ein herrlicher Garten aus, der das Schloß umgab. Das schönste Obst hing an den Bäumen und bunte Blumen strömten wunderbaren Duft aus. Aber ein Gärtner war nirgends zu sehen. Mitten im Garten aber war ein wunderliebliches Badehaus erbaut mit Fenstern und einem goldenen Kuppeldach. Die Fenster öffneten und schlossen sich von selbst, so daß man, wenn man im Bade war, immer durch die Fenster in die Pracht des Gartens hinausblicken konnte. Die Innenwände

des Badehauses aber waren von oben bis unten mit Spiegeln belegt, in denen sich, wenn die Fenster sich öffneten, der Garten mit all seinen Bäumen und Blumen spiegelte. Und nie wurden diese Spiegel vom Dampfe des warmen Wassers getrübt, sondern ihrer wunderbaren Natur konnte der Dampf nichts anhaben.

Kallimachos schritt durch den Garten und trat in das Bad ein, fand aber auch hier keinen Menschen. Der Badeofen, der das Wasser wärmte, heizte sich von selbst mit indischem Aloeholz, ohne daß eines Menschen Hand ihn bedient hätte.

Kallimachos verließ das Badehaus, durchschritt den Garten und betrat das Schloß. Er durchschritt die Vorhalle und sah dort einen goldenen Tisch stehen, bedeckt mit kostbarem Geschirr und Eßgerät und den feinsten Speisen. Davor stand ein goldüberzogenes Sofa. Auf das setzte sich Kallimachos und aß von den Speisen. Aber er konnte der köstlichen Leckerbissen nicht recht froh werden; denn immerwährend peinigte ihn der Gedanke, wem denn alle diese Herrlichkeiten des Wunderschlusses wohl gehören könnten. Denn immer noch war von einem Lebewesen keine Spur zu entdecken. Nachdem er vom Speisetisch aufgestanden war, fand er einige Schritte weiter ein zweites ebenso kostbares Tischchen, bedeckt mit wunderbar wohlschmeckenden Weinen. Kallimachos stillte seinen Durst und schritt dann rasch weiter. Denn er wollte das Geheimnis des Wunderschlusses ergründen. Er öffnete eine Tür und befand sich in einem kleinen Gemache,

dessen Wände und Decke von Gold und glänzendem Gestein funkelten. Die Decke war überdies mit anmutigen Bildern bemalt: der Sternenhimmel war dargestellt und liebliche Frauengestalten schwebten über ihn dahin.

Und in der Mitte des Raumes hing von der Mitte der wunderbar bemalten Decke ein holdseliges Jungfrauenbild herab. An den Haaren war es oben an der Decke aufgehängt. Zuerst betrachtete Kallimachos die liebreizende Gestalt der Jungfrau voller Entzücken. Denn er glaubte, sie sei auch nur eine bildliche Darstellung ebenso wie die anmutigen Frauenbilder an der Decke des Raumes. Aber wie er länger hinsah, bemerkte er, daß das Jungfrauenbild in der Mitte des Raumes sich bewegte. Sie bewegte sich, sie öffnete und schloß ihre schönen Augen, der Atem hob und senkte ihren Busen. Kallimachos erschrak, wie noch nie in seinem Leben. Das Klopfen des Herzens stockte ihm. Er glaubte, zu einem Stein erstarren zu müssen. Denn es war schreckliche Wirklichkeit, was er schaute. Eine lebendige Jungfrau von Fleisch und Blut, hold und schön, wie er sie noch nie in seinem Leben geschaut, hing von der Decke des Raumes herab. An ihren eigenen Haaren war sie oben aufgehängt. Kein Kleid, keine Hülle bedeckte ihren schönen Körper.

Und das schöne Weib öffnete den Mund und sprach mit trauriger Siimme: „Mensch, wer bist du? Woher kommst du? Oder bist du kein Mensch, sondern ein Gespenst? Sprich doch! Gib Antwort! Hat meine Schicksalsfrau dich hergeschickt, damit auch du mich

folterst? Dann nur zu! Foltere mich! Denn zur Folterung ist ja, wie du siehst, mein Körper hier preisgegeben. Oder ist meine Schicksalsfrau schon gesättigt? Hat sie genug an den vielen Qualen, die ich bis heute ausgestanden habe? Und hat sie dich heute hergesandt als meinen Erlöser aus all der Pein? Dann danke ich ihr! Dann schlachte mich nur ab! Dann töte mich nur! Oder solltest du gar gekommen sein, mich zu trösten? Aber das kann ich gar nicht glauben. So sprich doch ein Wort, damit ich Hoffnung schöpfen kann! Dies hier ist das Haus eines Drachen, die Wohnung eines Menschenfressers. Hörst du nicht schon das Donnern? Siehst du nicht das Blitzen? Er kommt! Warum stehst du so da? Er kommt! Flieh! Versteck' dich! Er hat Drachenkräfte und ist ein scheußlicher Menschenfresser! Versteck' dich, dann kannst du vielleicht mit dem Leben davonkommen! Da siehst du den silbernen Trog, der da liegt? Da kriech drunter und da bleib drunter liegen! Schnell! Und rede kein Wort! Da kommt er schon!“

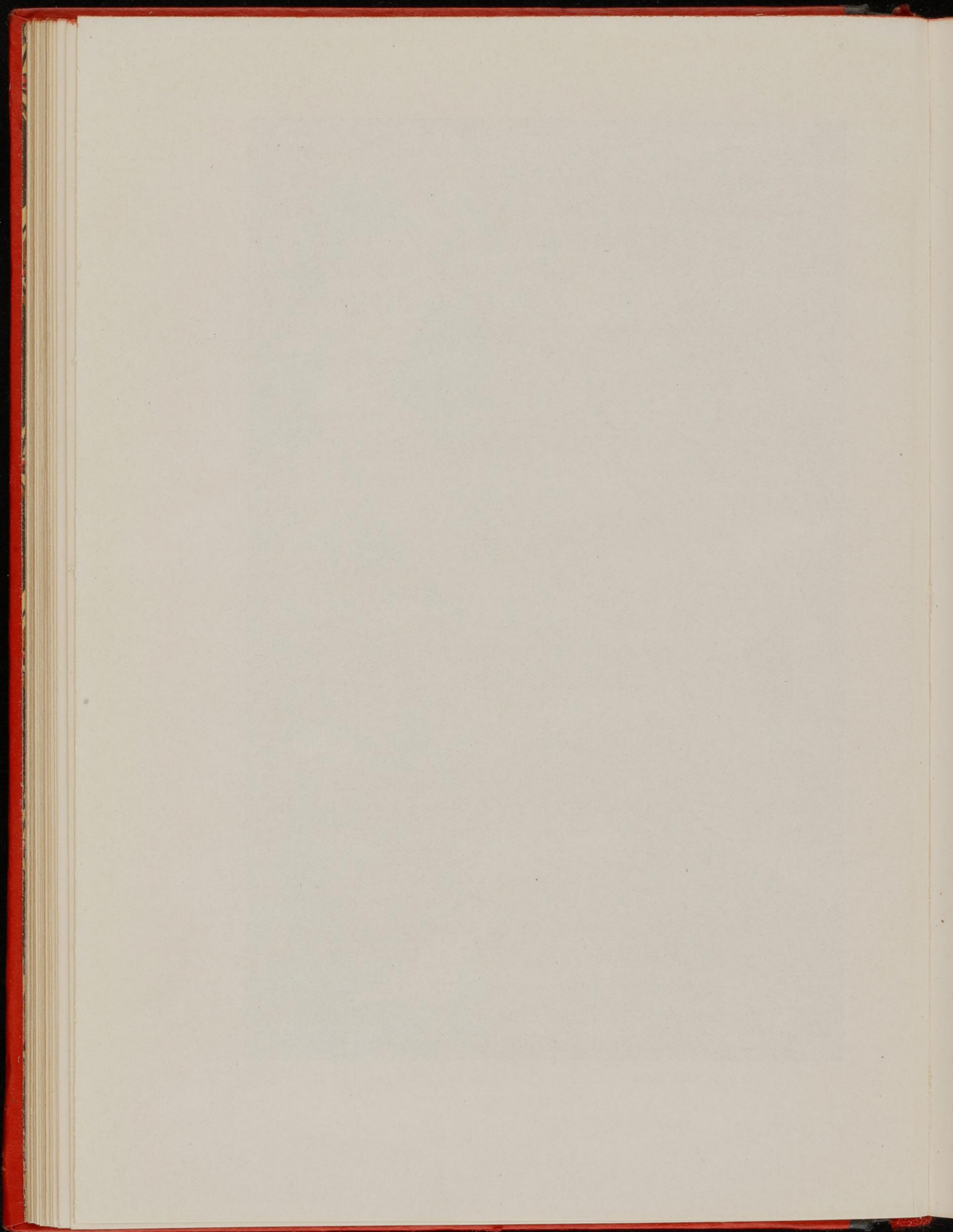
Und richtig! Unter Donner und Blitz kam der grimmige Drache ins Schloß. Kallimachos aber hatte schon den Rat der aufgehängten Jungfrau befolgt und lag wohl versteckt unter dem silbernen Bottich und gab keinen Laut von sich. Und der Drache trat in den Raum ein, in dem die Jungfrau hing. Und er bückte sich und hob vom Boden eine lange, dünne Rute auf, die dort lag. Und er trat an die Jungfrau heran und begann sie zu peitschen. Und er peitschte mit der Rute ihren ganzen Körper vom Kopf bis zu

den Füßen, bis zu den Zehenspitzen. Nach dieser furchtbaren Züchtigung holte der Unmensch einen goldenen Schemel und stellte ihn unter die Füße des schönen Weibes, das da an der Decke hing. Die Jungfrau trat nun unter Schmerzen auf den Schemel. Aber sie blieb auch jetzt und weiterhin mit den Haaren an der Decke des Raumes angebunden. Der Drache reichte ihr nun ein kleines Stückchen Brot und in einem steinernen Trinkbecher Wasser zum Trinken. Sie trank das Wasser und aß ihr Brot, obwohl sie infolge der Schläge und des Hängens an den Haaren von den wütendsten Schmerzen gepeinigt wurde. Kaum hatte sie ihr kärgliches Mahl verzehrt, so zog der Drache ihr sofort den Schemel wieder unter den Füßen weg und wieder baumelte sie, wie vor der kurzen Pause, an den Haaren aufgehängt, im Raume.

Es stand aber da ein kleines, niedriges Ruhebett in der Folterkammer der Jungfrau. Auf dieses setzte sich nun der Drache. Und er sprach ein Wort des Befehls, und sogleich kam auch das Tischchen ganz von selbst zu ihm und stellte sich vor das Ruhebett hin. Das Tischlein aber war mit kostbaren Speisen und Getränken bedeckt. Und der Drache begann zu essen und zu trinken und er aß ungeheure Mengen und es schien, als ob er überhaupt nie satt werden und nie zu essen und zu trinken aufhören würde. Endlich aber wurde er doch satt und er drehte sich um, legte sich auf den Rücken und fing an zu schlafen.

So lag er nun da, in tiefem Rausche und mit vollem





Bauche, und lag lang ausgestreckt und schnarchte im Schlafe. Wie die Jungfrau ihn so sah, sprach sie zu Kallimachos, der unter dem Bottich saß: „Mann, lebst du noch oder bist du schon tot? Fürchte dich nicht, sondern sei ein Held! Komm schnell heraus und bring das Untier um!“ Da kroch Kallimachos schnell unter dem Bottich hervor. Und wie er sah, daß der Drache ganz besinnungslos in todesähnlichem Schlafe dalag, da freute er sich, zog sein Schwert aus der Scheide und führte damit gegen das Haupt des Drachen einen Hieb, so gewaltig er ihn nur führen konnte. Aber was konnte das schwache Menschenschwert dem Drachenkopf anhaben! Der Drache erwachte nicht einmal von dem Hieb, sondern schlief ruhig weiter. Da rief die Jungfrau dem Helden zu: „Wirf dein Schwert weg und nimm den Schlüssel da vom Kopfpolster des Drachen und sperre damit schnell hier diesen Wandschrank auf! Du wirst das Schwert des Drachen darin finden. Das nimm und versuch', ob du's schwingen kannst! Wenn ja, so sind wir gerettet.“ Kallimachos tat sofort, wie ihn die Jungfrau geheißen hatte. Er nahm den Schlüssel, den der Drache auf seinem Kopfpolster liegen hatte, sperrte den Wandschrank auf, nahm das Drachenschwert heraus und schwang es. Und er schwang es leicht und führte nun einen Hieb damit gegen den Riesen und schnitt seinen Leib mitten durch in zwei Hälften.

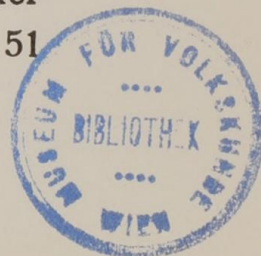
Sofort eilte er dann hin, wo die Jungfrau hing, und band ihre Haare von dem Haken an der Decke los, an dem sie angeknüpft waren. So war die Jungfrau

endlich ihrer schrecklichen Martern ledig. Unter Tränen des Dankes fragte sie ihren Retter nach seinem Namen und seiner Herkunft und wie er in das Drachenschloß gekommen sei. Und Kallimachos erzählte der Jungfrau alles wahrheitsgetreu und fragte dann auch sie nach Herkunft und Vaterland und nach der Ursache ihres traurigen Geschickes. Sie aber wollte zunächst nicht antworten. Denn sie schämte sich ihrer Nacktheit und ihrer Narben, die ihren schönen Körper entstellten und die ihr der Wüterich Drache geschlagen hatte. Dies gestand sie auch ihrem Retter Kallimachos. Da erinnerte sich Kallimachos des Geschenkes, das ihm sein Bruder Xanthippos, der mittlere von den Dreien, beim Abschied gereicht hatte, des perlenbesetzten Mantels, der die Wunderkraft hatte, alle Wunden zu heilen. Und er zog den Wundermantel aus und half der Jungfrau in ihn hinein. Und siehe da! Kaum hatte der Mantel den Leib des Mädchens berührt, so schlossen sich die Wunden, die Striemen verschwanden und nach wenigen Minuten war an dem schönen Leibe der Jungfrau auch nicht mehr die geringste Spur der ausgestandenen Mißhandlungen zu bemerken.

Wieder dankte das Mädchen dem Helden. Aber noch eine Bitte hatte sie. Sie sprach: „Mein Retter Kallimachos! Ich hasse den gierigen Drachen sogar noch im Tode und kann seinen Leichnam nicht sehen. Ich bitte dich, schaffe ihn hinaus, zünde ein Feuer an, verbrenne ihn, daß er zu feiner Asche wird! Dann will ich dir auch von meiner Herkunft, meiner

Heimat und meinen Schicksalen erzählen.“ Kallimachos lud sich sofort den Leichnam des Drachen auf seine Schultern und trug ihn hinaus in das Badehaus, wo der Badeofen stand, der, ohne von einem Menschen bedient zu werden, sich unausgesetzt von selbst mit Aloeholz aus Indien heizte. Dort in diesen Ofen warf Kallimachos den scheußlichen Leichnam hinein. Und die Hitze des Ofens war so groß, daß nach wenigen Augenblicken von dem Leichnam des Untiers nichts vorhanden war. Und nun eilte Kallimachos, nachdem er dies Werk vollbracht hatte, zu der Jungfrau zurück. Und die von ihren Schmerzen befreite Jungfrau setzte sich und Kallimachos setzte sich neben sie und sie hub an zu erzählen:

„Ich bin edler Herkunft und meine Eltern nannten mich Chrysorhoe. Meine Eltern waren reich und mächtig, mein Vater ein weithin gefürchteter König. Da sah mich dieser Drache eines Tages. Denn er wohnte hier in den Bergen, nicht weit von der Hauptstadt des Reiches meines Vaters. Und er verliebte sich in meine Schönheit. Und er setzte meinen Eltern heftig zu, daß sie mich ihm zur Frau geben sollten. Meine Eltern aber wollten ihr Kind keinem Drachen geben. Und sie sagten: Nein! Was tat da der Drache? Er ging hinauf in seine Berge und sperrte hier oben alle Quellen und alles Wasser ab, das zu Tale floß. Und da trat Trockenheit ein im Lande meines Vaters und die Menschen und die Tiere verdursteten. Denn alle Bäche und Flüsse, die unten im Reiche meines Vaters flossen, kommen aus den Bergen hier, in denen der Drache hauste. Und der



Drache ließ gar kein Wasser zu Tal. Und so hatten sie nichts zu trinken und nichts, um ihre Gärten und Felder zu wässern. Und die Not im Lande war groß. Und es kamen die Vornehmsten aus dem Volke zu meinem Vater und baten um Abhilfe. Mein Vater aber wußte, warum kein Wasser floß. Und so beschloß er, seine Tochter doch dem Drachen zum Weibe zu geben. Sonst müßten all seine Untertanen und seine eigene Familie traurig verdursten. Und wie daher der Drache wieder zu meinen Eltern kam und wieder um meine Hand bat, da sagten meine Eltern zu; und der Drache freute sich und ging in seine Berge und öffnete alle Quellen und das Wasser floß wieder zu Tal und Mensch und Vieh, Garten und Feld konnten sich wieder erquicken. Und der Drache kam wieder in das Schloß meines Vaters, um mich zu holen. Ich aber hatte ihn durchs Fenster gesehen und war über die scheußliche Gestalt des Ungeheuers so entsetzt, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, dem Wunsche meiner Eltern zu gehorchen. Und ich erklärte, lieber sterben zu wollen als dem Drachen als Gattin zu folgen. Der Drache kam, und so schwer es ihnen ward, meine Eltern mußten ihm diesen meinen Entschluß mitteilen. Da geriet der Drache in namenlose Wut. Wie der Blitz fuhr er zum Schlosse hinaus und er raste im Lande meines Vaters umher und alles Vieh, das er antraf, verschlang er, so daß die Menschen verarmten und traurig waren. Und nachdem er so gewütet hatte, kehrte er wieder in das Schloß meines Vaters zurück und forderte von neuem meine Auslieferung. Meine

Eltern klagten und weinten, erklärten aber dem Drachen, gegen meinen Willen nichts ausrichten zu können. Ich aber beharrte bei meiner Weigerung und erklärte, nicht einmal im Traume mit dem scheußlichen Drachen zusammenleben zu wollen. Da aber hättet Ihr den Drachen sehen sollen! Schnaubend vor Wut drohte er, er werde sich die Ehe mit mir doch erzwingen. Darauf fuhr er zur Türe hinaus und begann nun, alle Menschen, denen er begegnete, Große und Kleine, Alte und Junge, Männer wie Frauen aufzufressen. Alle schluckte er hinunter, keinen verschonte er, das ganze Land meines Vaters hatte schließlich Wohnung im Bauche des Drachen gefunden. Und nachdem er dies grause Werk vollbracht hatte, erschien er wieder im Schlosse meines Vaters und erwies meinen Eltern die Ehre, sie als die letzten zu verzehren. Schrecklich war es anzusehn, ich weiß nicht, wie ich das Gräßliche überleben konnte, wie er meinen Vater und meine Mutter fraß und hinunterschlang, so daß auch gar nichts mehr von ihnen übrig blieb. So war ich denn allein, als einziges lebendiges Wesen im ganzen Lande meines Vaters übrig geblieben. Ich verwünschte mein Geschick und dachte an nichts anderes, als daß doch der scheußliche Bauch des Drachen, der meine Eltern, alle meine Bekannten und Landsleute beherbergte, zerplatzen möge. Aber umsonst! Sein Bauch zerplatzte nicht, wohl aber packte er mich und entführte mich mit roher Gewalt aus dem Schlosse meines Vaters hierher in die Berge, in dieses einsame Drachenschloß. Und hier wollte er mich zwin-

gen, seine Gattin zu werden. Ich aber widersetzte mich seinem Begehren. Da begann er mich zu schlagen und hing mich hier in diesem Raume an meinen Haaren an der Decke auf und marterte mich täglich so, wie du es vorhin mit angeschaut hast. Aber obwohl ich nur Wasser und Brot vorgesetzt bekam, und obwohl er mich blutig schlug vom Kopf bis zu den Füßen, ich ließ mich nicht erweichen, ich bin eine Jungfrau geblieben, wie ich es war, und ward nicht sein Weib!“

Kallimachos war durch die Erzählung der Jungfrau Chrysochorie sehr gerührt und ergriffen. Und er sprach zu ihr: „Deine Schicksalsfrau hat dich nun in meine Hände gegeben. Ich bin dein Retter und somit gehörst du mir. Ich will dein Gatte sein!“ Chrysochorie brach aber in Tränen aus und erwiderte: „Bedenke, Kallimachos, daß meine Schicksalsfrauen mir bei meiner Geburt ein trauriges Geschick auf die Stirne geschrieben haben! Sei nicht so töricht, dein Geschick mit meinem zusammenzuketten! Sonst droht auch dir nur Unglück! Laß mich allein, damit ich mein trauriges Geschick beweinen kann!“ Aber die Tränen und die Klagen machten die Jungfrau nur noch schöner, als sie schon von Natur aus war. Und das Herz des Kallimachos entbrannte immer heftiger in heißer Liebe zu ihr. Und er redete der Chrysochorie zu und er tröstete sie und bat sie, doch ihr Leid zu vergessen. Und so beruhigte sich die schöne Chrysochorie nach und nach und Kallimachos blieb bei ihr und sie verbrachten die Stunden des Tages und die der Nacht in anmutig-süßem Geplau-

der. Und nachdem einige Tage vergangen waren und Chrysorhoe sich einigermaßen beruhigt hatte und der Schmerz der Schönen etwas nachgelassen hatte, da wurden der tapfere Kallimachos und die schöne Chrysorhoe Mann und Weib und sie schwuren sich mit unverbrüchlichen, heiligen Eiden unlösbare, ewige Liebe. Aber siehe da! Gerade, wie sie ihre Liebesschwüre leisteten, erstrahlte der Raum in hellem Lichte. Und die beiden Liebenden erblickten vor sich den König Eros, der ins Drachenschloß gekommen war, um Zeuge ihrer Liebesschwüre zu sein. Und König Eros zog eine Schreibtafel aus seinem Busen und mit goldenem Griffel schrieb er die heiligen Eide des Liebespaares als unumstößlichen Vertrag auf die Tafel und ward so selbst der Schutzherr und Walter über diesen Liebesbund. Und dann geleitete König Eros das glückliche Paar in das Bad mit der goldenen Kuppel und den Spiegelwänden, das im Garten des Schlosses erbaut war. Und hier übergab er seine Schützlinge seinen holden Dienerinnen, den Chariten, die dort schon des Paares harrten. Und die Chariten dienten der schönen Chrysorhoe und häuften alle Gaben der Anmut auf sie, so daß noch nie jemand ein schöneres Weib gesehen hatte, als damals die schöne Chrysorhoe war. Und so verbrachten Kallimachos und Chrysorhoe dort im goldglänzenden Bade Stunden seligsten Liebesglückes; denn für Kallimachos war die Schönheit Chrysorhoes eine Quelle unendlicher Freuden, die keine Sättigung fanden, für Chrysorhoe ebenso des Kallimachos heldenhafte Männlichkeit.

Und so lebten die beiden, der tapfere und männliche Kallimachos und die wunderschöne Chrysothoe miteinander im Drachenschlosse Tage und Wochen und Monate. Und sie waren ganz allein. Denn das Drachenschloß war ein Zauberschloß und ganz von selbst deckte sich das Tischlein immer wieder mit den köstlichsten Speisen und Getränken, von selbst heizte sich der wunderbare Ofen im Badehause mit Aloeholz aus Indien, und von selbst ward ihnen jede Bedienung zu teil, die sie nur brauchten. Und so waren die beiden sehr glücklich und wünschten nichts anderes, als daß dieses Glück bis an ihr Lebensende dauern möge. Denn sie liebten sich sehr. Und einmal in jeder Woche machten sie immer einen schönen Spaziergang nach einem schönen Inselchen, das da vor dem Schlosse mitten in dem Flusse lag, der am Schlosse vorbeiströmte. Denn dieses Inselchen war bewachsen mit schönen roten und anderen bunten Blumen und strömte weithin den lieblichsten Duft aus, besonders, wenn ein Zephyr wehte.

Aber die Schicksalsfrauen hatten der Chrysothoe bei ihrer Geburt viel Ungemach auf ihre Stirne geschrieben. Und all das, was die Schicksalsfrauen geschrieben hatten, mußte in Erfüllung gehen. So mußten auch die Tage süßesten Glückes, die die schöne Chrysothoe im Drachenschloß mit ihrem Herzliebsten verlebte, ein bitteres Ende finden. Und das kam so:

Es lebte da zur selben Zeit ein König in einem fernen Lande; der war sehr reich und mächtig. Er war aber auch ein großer Kriegsheld und ein tüchtiger

Jäger. Da er noch jung war, war er noch unverheiratet und vollkommen frei. Seine größte Lust war es, auf die Jagd zu gehen, Heldentaten zu vollführen und mit seinen Freunden und Gefährten durch die Lande zu ziehen, über Berge und Täler, Flüsse und Meere, um die ganze Welt kennen zu lernen und viele Abenteuer zu bestehen. Und so war er wieder einmal ausgezogen aus seiner Heimat und weit umher gekommen, da kam er eines Tages — die Schicksalsfrauen wollten es wohl so und hatten es so geschrieben — in die Waldeinsamkeit, in der das Drachenschloß lag, und siehe da! plötzlich erhob sich vor seinen erstaunten Augen das goldglänzende Drachenschloß. Und er berief sofort sein ganzes Heer und weil der Platz so schön und so einsam war, weil da eine große Wiese war, auf der die Pferde grasen konnten, und ein Fluß, aus dem Mensch wie Tier den Durst löschen konnten, ferner genügend Baumesschatten gegen die Mittagsglut und Waldedickicht als Schutz gegen Gesindel und räuberische Überfälle, so befahl er seinem Gefolge, dort ein Lager aufzuschlagen. Und sie lagerten da. Er selbst aber wählte sich drei Reiter aus und beschloß, mit diesen näher an das geheimnisvolle Schloß heranzureiten, um es zu ergründen. Und er teilte diesen Entschluß seinem Heere mit und befahl ihnen, vier Tage ohne Furcht und Bangen seiner ruhig im Lager zu harren. Erst, wenn er auch bis zum Abend des vierten Tages nicht zurückgekehrt sein sollte, dann sollten sie sich aufmachen, um ihn zu suchen.

Dann machte der König sich auf und ritt gerade-

aus auf das Schloß zu. Ein Weg, den er hätte einschlagen können, war nicht da. So arbeitete er sich denn mit seinen drei Gefährten, unter den Bäumen versteckt, vorwärts. Als der Abend einfiel und der Mond am Himmel aufging, war er schon ganz in die Nähe des Goldschlosses gekommen. Da sich gleichzeitig auch der Wald ein wenig lichtete, so hielt er an, stieg vom Pferde und ließ auch seine drei Gefährten absteigen. Und er wählte aus den dreien einen aus, damit er ihn noch weiter bis zum Goldschlosse begleite. Den beiden anderen übergab er die Pferde und ließ sie dort rasten und die Pferde grasten auf der Lichtung. Der König selbst machte sich im nächtlichen Dunkel mit seinem Gefährten auf und kam bis an die Umfassungsmauer des Drachenschlosses. Und die ganze Nacht hindurch gingen die beiden rund um das Schloß herum. Aber kein Zuruf eines Wachpostens wurde laut, noch irgendein anderer Ton, der auf die Nähe eines menschlichen Wesens hingewiesen hätte. So verging die Nacht und es ward Morgen. Da, im Lichte des neuen Tages, fand der König die Tore des Schlosses. Und siehe da! Vor den Toren lagen die Drachen, die großen Schlangen, die niemals schlafenden Wächter, die grimmen Türhüter jenes Schlosses. Und der König erblickte sie und Schreck befahl ihm und sofort wandte er sich mit seinem Begleiter zur Flucht. Und sie kamen in den Wald zu den beiden anderen Gefährten auf der Lichtung, wo die Pferde grasten. Und er erzählte ihnen, was sie beim Schlosse gesehen hatten. Und sie hielten Rat und die Gefährten rieten

dem Könige, noch einen Tag zu warten. Es sei ja doch möglich, daß eine Menschenseele in dem Schlosse hause. Sei es aber ein wirkliches Drachenschloß, wie man fast mit Sicherheit aus der Natur der Türhüter schließen könne, dann hätte es keinen Sinn, auszuharren; denn gegen Drachen zu kämpfen, sei vergebens. Der König gehorchte dem Rat seiner Gefährten und sie warteten den ganzen zweiten Tag auf der Lichtung im Walde, von der aus sie das Schloß sehen konnten, in der Hoffnung, doch Spuren der Anwesenheit menschlicher Inwohner des Schlosses zu entdecken. Und es verging der zweite Tag, ohne daß sich im Schlosse irgend etwas gerührt hätte. Und es kam die Nacht, und sie verging und der dritte Tag stieg auf. Und der König und seine Begleiter warteten immer noch und blickten gespannt nach dem Schlosse. Aber nichts rührte sich. Die Sonne stand schon im Mittag und schon ging der Tag zur Neige, es nahten sich die kühleren Spätnachmittagsstunden, in denen der Mensch im Freien Erquickung sucht nach der Hitze des Tages. Und siehe da! Ein Fenster öffnete sich im Schlosse, und herausblickte das allerschönste und allernützigste Weib, das der König je in seinem Leben gesehen hatte. Es war Chrysorhoe. Und an ihrer Seite zeigte sich ihr Herzliebster, der jetzige Herr des Drachenschlosses und doch gleichzeitig der Sklave der Schloßherrin. So hielt die Liebe zu ihr ihn in Banden. Er war der Hüter ihrer Reize und zugleich der Winzer im Weingarten ihrer Liebesfreuden.

Aber was vor Monaten dem Kallimachos wider-

fahren war, es widerfuhr nun auch dem jungen Könige. Kaum hatte er die wunderschöne Chrysorhoe erblickt, so stand ihm sein Herz vor Entzücken still und er konnte sich nicht sattsehen an dem Anblicke des herrlichen Weibes. Und er fühlte, daß das Leben für ihn ohne dieses Weib und fern von diesem Weibe keinen Reiz mehr hatte. Er wollte nicht mehr leben und nicht mehr atmen, ohne die Schöne aus dem Drachenschlosse. Und als die Schöne sich vom Fenster zurückzog und das Fenster wieder schloß, und er die Anmut ihrer Gestalt und ihrer Bewegungen nicht mehr schaute, da fiel er wie tot zu Boden und blieb liegen, regungslos und ohne Atem.

Nur mit großer Mühe gelang es den Begleitern des jungen Königs, ihn aus seiner tiefen Ohnmacht wieder ins Leben zurückzurufen. Unterdessen war die Nacht schon angebrochen und der Mond am Himmel aufgegangen. Die drei Gefährten des Königs hielten es für das Ratsamste, zum Heere zurückzukehren und den König von der Stätte wegzuführen, wo so großes Leid sein Herz befallen hatte. Und so sattelten sie wieder ihre Pferde und setzten auch den noch halbtoten König in den Sattel und achteten auf ihn und geleiteten ihn treulich durch den dichten Wald zur Hauptmasse ihrer Gefährten, die auf jener schönen Wiese am Flusse ein Lager aufgeschlagen hatten. Und wie die am Flusse Lagernden den jungen König mit seinen drei Begleitern zurückkehren sahen, da stürmten sie ihm entgegen und begrüßten ihn und die Gefährten herzlich. Und sie ließen sich alles erzählen und die drei Gefährten des Königs berichte-

ten alles, wie es gewesen war, von dem wunderbaren Glanze der goldenen Umfassungsmauer des Schlosses, von den Toren aus Edelmetall, von den fürchterlichen Schlangen, die die Tore Tag und Nacht behüteten, ohne je zu schlafen; aber sie erzählten auch von dem schönen Weibe, das am Spätnachmittag des dritten Tages aus einem Fenster des Schlosses geblickt hatte und das derart des jungen Königs Herz und Sinn entflammt hatte, daß er seiner selbst nicht mehr mächtig, wie tot zu Boden gesunken war. Und alle Gefährten sahen es dem jungen König an, daß die Liebe ihn schwer verwundet hatte, und sie führten ihn in sein Zelt, wo er ruhte bis zum nächsten Morgen.

Am nächsten Morgen aber berief der junge König die Vornehmsten und Führer seines Heeres zu einer Ratsversammlung. Und er teilte ihnen mit, daß er entschlossen sei, das Schloß mit Heeresmacht zu stürmen und zu erobern und die schöne Herrin des Schlosses für sich zu gewinnen. Und die Vornehmen erwiderten dem Könige und machten ihre Bedenken geltend: Das Schloß, meinten sie, sei für menschliche Kämpfer uneinnehmbar, denn seine Mauern und Türme seien übernatürlich hoch und stark; auch mit List könne man das große und starke Schloß nicht überrumpeln; und gar mit den Schlangen, den fürchterlichen Torwächtern, könne doch kein sterblicher Mensch zu kämpfen wagen. Und schließlich stand einer unter ihnen auf, der seiner Herkunft nach der Vornehmste unter ihnen, und seinen Jahren nach der Älteste war und er sprach: „Mein Kö-

nig! Als wir alle aus deinem Schlosse und aus unserem Vaterlande auszogen, da dachten wir doch gar nicht an Kampf und Krieg und haben darum gar nicht genügend viele Waffen und ein genügend großes Heer mitgenommen, um einen Krieg und eine Schlacht gegen Feinde durchkämpfen zu können. Wir haben keine Ausrüstung und keine Maschinen und gar kein Feldgerät. Sondern du bist ja mit uns so, wie wir gingen und standen, ausgezogen, wie wir es ja auch früher zu tun pflegten, um uns zu erholen und durch die Welt zu wandern, ganz ohne Zweck und Ziel. Und so sind wir auch in diese hoffnungslos wilde und fremdartige Gegend gekommen. Wie sollen wir hier jetzt auf einmal ohne irgendwelche Hilfsmittel Krieg und Kampf beginnen können, wie du es wünschest. Aber, wenn es dir recht ist, König, so laß uns jetzt zurückkehren! Ziehen wir in dein Schloß! Sammeln wir ein Heer und laß überall durch Herolde verkündigen, daß du dich im Kriegszustande mit diesem geheimnisvollen Goldschlosse hier befindest! Und dann schließe ein Bündnis mit unseren Nachbarn und bitte sie um Hilstruppen! Laß die Belagerungsmaschinen in Stand setzen und dann, wenn wir alles Notwendige beisammen haben, zieh' aus zum Kampfe gegen das Zauberschloß!“

Allen, die in der Versammlung waren, gefiel dieser Rat des Vornehmsten und Ältesten. Nur dem König wollte das Herz brechen bei dem Gedanken, von dem Schlosse weit weg ziehen zu müssen, in dem das schönste Weib der Erde wohnte. Aber er

mußte sich fügen, ob er nun wollte oder nicht. Denn er sah, alle die Vornehmen seines Heeres freuten sich, aus dem Bereiche der gräulichen Burg zu kommen und bald ihre Heimat wiederzusehen. Er gab daher schweren Herzens den Befehl zum Aufbruch und zur Rückkehr in die Heimat. Als sie in der Heimat angelangt waren, zog sich der junge König in seinen Palast zurück und ließ sich drei Tage nicht blicken. An schwerem Liebeskummer krank, lag er darnieder. Unterdessen herrschte in seiner Hauptstadt und in seinem ganzen Reiche reges Leben. Denn die Vornehmen des Reiches rüsteten, dem Wunsche des Königs gemäß, ein großes Heer zum Kampfe gegen das Zauberschloß aus. Da wurden Waffen geschmiedet und ausprobiert und Pferde zugeritten und das ganze Volk hatte seinen Sinn auf nichts anderes gerichtet, als auf den bevorstehenden Kampf gegen das Goldschloß. Die Vornehmen des Reiches teilten die Kampfbegeisterung des Volkes nicht ganz. Denn sie hatten das Schloß mit eigenen Augen gesehen und wußten auch, daß die Tore von fürchterlichen Schlangen bewacht waren. Und sie vermuteten daher, daß auch im Innern des Schlosses Drachen und andere Dämonen hausen müßten. Als die Vornehmen daher sahen, daß der junge König liebeskrank darniederlag und an den Rüstungen gar keinen Anteil nahm, hofften sie, ihn vielleicht doch noch von dem verwegenen Plane abbringen zu können. Und sie begaben sich zu dem jungen König und der Älteste von ihnen ergriff das Wort und sprach: „König! Noch einmal legen wir

dir nahe, zu bedenken, daß wir dort im Goldschlosse nicht mit Menschen, sondern mit Schlangen, Drachen und Dämonen zu kämpfen haben werden. Und ein solcher Kampf geht über Menschenkraft. Wir fürchten, daß unser Heer nicht als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen wird.“ Der junge König aber blieb unbeugsam. Lieber wollte er sterben, als die Liebe zu der schönen Schloßbewohnerin und die Hoffnung auf ihren Besitz aufzugeben. Daher blieb den Vornehmen des Reiches nichts übrig, als Hilstruppen anzuwerben, eine Zählung der Truppen vorzunehmen und sie in Unterabteilungen einzuteilen, mit ihnen zu manövrieren und Scheingefechte aufzuführen und besonders die Schätze und die Gelder bereitzustellen, die für den Heereszug notwendig waren. Aber obwohl die Vorbereitungen zum Heereszuge schon lange fertig waren, suchten die Vornehmen des Reiches den Aufbruch des Heeres immer wieder hinauszuschieben. Denn sie dachten mit stillem Grauen an die feindlichen Schlangen vor den Toren des Zauberschlosses, an die unermeßliche Höhe der Umfassungsmauer, die nicht einmal, wie andere gewöhnliche Mauern von Stein, sondern von Gold war. Daher wollten sie immer noch lieber, es käme nicht zu diesem ungleichen Kampfe gegen das Wunderschloß. Unterdessen siechte der junge König vor Liebesgram immer mehr dahin.

Da kam eine Rettung für den kranken König, aber auch für die zaghaften Vornehmen des Reiches. Es lebte nämlich dort in dem Reiche des liebeskranken Königs ein altes, viel erfahrenes Weib, das sich auf

Zauberkünste verstand. Sie hatte die Elemente in ihrer Gewalt und wußte die Sterne zu deuten. Zu dieser Zauberin drang die Kunde von der Erkrankung des jungen Königs. Und sie ergriff eines Tages ihren Stab und begab sich zum Palaste des Königs. Dort traf sie vor dem Tore einen Diener, dem sie unter vier Augen auftrug: „Gehe hinauf zum König, mein Sohn, und überbringe ihm die Botschaft, daß hier jemand vor der Türe steht, der ein Heilmittel für sein Leiden weiß. Besser als die ganze übrige Welt verstehe ich mich darauf. Wenn du dem König diese meine Worte ausrichtest, mein Söhnchen, so soll es dein Schaden nicht sein. Nicht von mir wirst du den Lohn dafür empfangen, denn ich bin ein armes, niedriges Weib, sondern von dem König selbst, den ich heilen werde!“ Der Diener aber lachte die Alte aus und wollte es ihr nicht glauben, daß sie, so ein armes, heruntergekommenes, elendes Weiblein, sich besser auf die Heilung der Krankheit des Königs verstehen sollte, als die größten Ärzte des Reiches. Und er sagte zu ihr: „Ich fürchte, Mütterchen, daß mir nur Unheil und nichts Gutes daraus erwächst, wenn ich deinen Auftrag ausführe.“ Sie aber sprach zu dem Diener: „Söhnchen, mach’ dir keine Sorge! Wenn ich dir auch nur unscheinbar vorkomme und du mich für nichts anderes hältst, als für ein zerlumptes, armseliges, vom Unglück gezeichnetes, altes Weib, so wisse doch, daß ich große Macht über die Arzneikunst besitze. Denn das Alter, mein Kindchen, und die Runzeln und die Fetzen am Leib, die hindern mich nicht daran, meine Heilkunst

auszuüben!“ Der junge Diener hörte ihre Worte und sagte zu ihr freundlicher: „So setze dich denn nieder, Mütterchen, und gib mir deinen Segen, damit man mich nicht etwa foltere und mißhandle und schelte. Aber was solltest du eigentlich für einen Vorteil davon haben, Mutter, mich zu töten?“ Und die Alte gab ihm ihren Segen und der Diener ließ die Alte allein draußen vor der Tür und lief in den Palast hinein. Und hurtig trat er in das Gemach des Herrschers und an sein Lager heran. Dort lag der junge König und war in tiefe Gedanken versunken und die Sorgen der Liebe hatten ihn ganz der Welt entrückt. Ganz leise trat der Diener, der ein gar wohlerzogener Knabe war, an das Lager des kranken Königs heran und ganz leise klopfte er einmal und ein zweites Mal und ein drittes Mal an das Bettgestell des Kranken. Erst beim dritten Male wurde der König die leichte Erschütterung seines Bettes gewahr und er öffnete seine Augen und fragte, was es gäbe. Und der Diener berichtete ihm: „Unten steht ein altes Weib, mein König, und verspricht Heilung, Erleichterung, Beendigung deiner Leiden.“ Und der König erwiderte: „Wo ist sie? Bringe sie! Warum stehst du? Worauf wartest du? Lauf! Spute dich und komme schnell wieder!“ Und hurtig enteilte der Diener dem Gemache und lief hinunter zur Alten und faßte sie an der Hand und führte sie in das königliche Gemach. Gerade ging der Tag zu Ende und die Dämmerung fiel ein. Sie trat ein, sie verneigte sich demütig vor dem Könige, lächelte und sprach: „Den unbesiegbaren Helden der Schlachten,

66

den gewaltigen Krieger, vor dem schon viele in Schrecken verfielen, den mächtigen Herrscher, hat ein Frauenblick, der in ihm Liebe entfachte, einfach dem Tode nahe gebracht und vernichtet! Warum bist du unwillig, mein König, warum seufzest du? Warum willst du nichts mehr von deiner Herrschaft und von deinem Reiche wissen? Warum rufst du den Tod als deinen Tröster herbei? Ich verspreche dir, — möge mir alles erdenkliche Ungemach widerfahren, wenn ich mein Versprechen nicht zur Wahrheit mache! — daß ich dir die schöne Schloßherrin verschaffen werde! Durch meine Hilfe wirst du dich ihrer Liebe freuen! Durch meine Hilfe sollen die lodernden Feuer deiner Liebe gekühlt werden!“ Da lebte der König mit einem Male auf, wie er diese Worte der Alten vernahm, und er bat sie nur, ihm zu sagen, wann sie ihn von seiner Pein erlösen werde. Die Alte versprach ihm, in kürzester Zeit seinem Wunsche zu willfahren und bat ihn nur, ihr alles, wie es sich dort beim Zauberschlosse begeben habe, genau zu erzählen. Und so erzählte ihr denn der König alles der Reihe nach, wie es gewesen war. Als er aber in seiner Erzählung zu dem Moment kam, wo er die schöne Schloßfrau erblickte, da fiel er auf seinem Lager wieder in eine tiefe Ohnmacht, genau so wie damals, als er in Wirklichkeit die schöne Chrysorhoe aus dem Fenster des Drachenschlosses herausblicken sah. Und er lag wie tot auf seinem Bette, und seine Glieder zuckten, und sein Herz klopfte heftig. Sogar die alte Zauberin glaubte im ersten Augenblick, der Tod nahe sich ihm. Schnell

trat sie daher an ihn heran, blickte ihn an, faßte ihn beim Kopfe, sprach flüsternd Zauberworte vor sich hin, drehte ihren Kopf dann nach rückwärts, machte mit der Hand eine verächtliche Geste, indem sie die fünf Finger der geöffneten Rechten höhnisch spreizte, spuckte dann wie im Zorne aus, stampfte mit dem Fuße auf den Boden, wie wenn sie durch diese Drohung die bösen Geister verjagen wollte. Infolge dieser ihrer Zaubermittel erwachte der König auf seinem Lager und setzte sich auf, faßte die Alte bei der Hand und sprach zu ihr in bittendem Tone: „Liebes Mütterchen! Wenn du es durchsetzest, daß ich das Ziel meiner Sehnsucht erreiche, so sollst du meine Mutter heißen und ich dein Sohn! Eine Bildsäule aus purem Golde will ich dir aufstellen hier in meinem Palaste und du sollst reich werden und meinen Dank finden!“ Und dann erzählte er ihr schon etwas ruhiger weiter, wie alles gewesen war von dem Augenblicke an, wo er das schönste Weib zum Fenster des Zauberschlosses herausblicken gesehen hatte, bis zu den großen Rüstungen, die die Vornehmen seines Reiches veranstalteten, um seinem Wunsche gemäß den Kampf um das Schloß bestehen zu können. Und die alte Zauberin tröstete ihn und versprach ihm noch einmal ihre Hilfe. Sie wolle mitziehen zum Drachenschloß und drei Tage nach ihrer Ankunft vor dem Schlosse werde der König, das versprach sie ihm, in den Besitz der wunderschönen Schloßfrau gelangen. Obwohl dem liebeskranken König dieser Zeitraum eine Ewigkeit zu sein schien, konnte er doch nichts anderes tun als sich fügen und

seine Heilung der alten Zauberin anvertrauen. Die alte Zauberin aber nahm vom Könige Abschied; denn sie mußte Vorbereitungen treffen. Und sie versprach, bald wiederzukehren.

Und die alte Zauberin begab sich in ihre Behausung. Dort fertigte sie einen wunderschönen Apfel aus purem Golde und in diesen Apfel bannte sie durch ihren mächtigen Willen und durch ihre Zaubersprüche eine zwiefache magische Kraft. Und sie schrieb außen auf den Apfel drauf: „Wenn ein Mensch diesen Apfel in seinen Busen steckt, so soll er sofort tot zu Boden sinken und soll sofort leblos sein! Wenn aber jemand den goldenen Apfel wiederum dem Toten an die Nase hält, so soll der Tote wieder lebendig werden und mit den Lebenden gehen und wandeln und die Welt durchziehen!“

Nachdem die alte Zauberin diesen Zauberapfel gefertigt hatte, begab sie sich wieder in den Palast des Königs und nahm den Apfel mit. Und sie sprach zum Könige: „Ich will nicht, daß du, mein König, ein großes Heer mit dir nimmst! Nimm nur hundert Mann mit dir! Denn es kommt jetzt nicht darauf an, eine Schlacht zu liefern, sondern wir müssen Geduld haben und passen, bis meine alten Hände und meine Zaubergebilde deine Wünsche ihrer glücklichen Lösung zuführen!“

Da brach nun der König auf, begleitet von der alten Zauberin und von bloß hundert Mann, wie es der Wunsch der Zauberin gewesen war. Und sie zogen drei Monate, bis sie in die Gegend des Drachenschlosses kamen und schlugen dort ihr Lager auf,

wo der König mit seinem Heere schon bei seinem ersten Aufenthalt in dieser Wildnis gelagert hatte. Die alte Zauberin aber hatte ihr Zelt abgesondert von den anderen. Denn sie war nicht allein, sondern hatte Dämonen in ihrer Begleitung, mit denen sie Zwiesprach pflog, mit denen sie ihre Mahlzeiten verzehrte, die sie als Begleiter auf ihre Wege mitnahm und unter denen sie immerfort weilte. Und so paßte sie auf den günstigen Moment, ihre bösen Pläne gegen Kallimachos und Chrysochore durchzuführen. Zu dem Zwecke begab sie sich auf jenes schöne Inselchen unterhalb des Drachenschlosses, das mitten im Flusse lag und mit duftenden Rosen bewachsen war. Denn auf dieses Inselchen hinaus gingen die Fenster des Drachenschlosses, durch die, wie sie wußte, Kallimachos und Chrysochore so gerne nach der Blumeninsel zu blicken pflegten. Und dort nun auf der Roseninsel versteckte sich die alte Zauberin. Dem König aber trug sie auf, ruhig zu warten, nicht ungeduldig noch aufgeregt zu sein, sondern erst dann zu ihr auf die Roseninsel zu eilen, wenn sie einen Pfiff ausstoßen würde. Und um die Mitternachtsstunde nun setzte sich die alte Zauberin in ihr Versteck.

Aber sie war auch dahin nicht allein gegangen, sondern sie hatte sich ihre Dämonen mitgenommen. Und einen dieser Dämonen verwandelte sie nun in ein Wesen, das die Gestalt eines fürchterlichen Drachen hatte. Und als sie mit diesen Vorbereitungen zu Ende gekommen war, war es inzwischen Morgen geworden. Da erhob die alte

Zauberin listiger Weise aus ihrem Versteck auf der Roseninsel laute Wehklage und weinte und schrie. Der Drache aber, den sie sich in der Nacht durch ihre Zauberkünste geschaffen hatte, brüllte und stieß wütende Töne aus, wie sie einem so blutgierigen Untier angemessen sind. Das hatte die alte Zauberin ihm nämlich so befohlen. Von diesem Geschrei der beiden erwachten Kallimachos und Chrysochor, die drin im Drachenschloß noch friedlich geschlummert hatten. Und sie hörten einerseits die klagende Frauenstimme, die um Hilfe rief, andererseits das wütende Brüllen eines menschenfeindlichen Drachen. Und Kallimachos sprach zur schönen Chrysochor, die neben ihm ruhte: „Hörst du, Geliebte? Ein neuer Drache ist in unsere Wildnis gekommen. Und gerade will er seine mörderische Blutgier an einem Menschen auslassen! Aber auf was für Umwegen ist nur ein Mensch in unsere Gegend gekommen? Wer hatte die Kühnheit, die Kraft und den festen Willen, hier emporzuklimmen zum Drachenschloß, in diese menschenleere wilde Gegend?“ Kaum hatte Kallimachos so gesprochen, da hörten sie zum zweitenmal, und diesmal noch lauter als vorher, die klagende Stimme eines hilfesehenden Weibes und das schrecklich dräuende Gebrüll eines Drachen. Da stand des Kallimachos Entschluß fest und er sprang vom Bette auf. Die schöne Chrysochor aber brach in Tränen aus, umschlang ihn mit ihren weißen Armen und flehte ihn an: „Kallimachos, mein goldiger Geliebter, geh nicht von mir! Bleib bei mir! Umarme mich! Geh nicht aus dem Schloß hinaus!

Denn sieh! Auch Drachen haben Verwandte und Vettern! Und das da draußen ist sicher ein Vetter von unserem Drachen, den du getötet hast! Und sicher ist er nur dahergekommen, um hier in der Umgebung sein Lager aufzuschlagen und bei günstiger Gelegenheit gegen uns loszugehen! Darum bleib hier, mein Geliebter!“ Aber Kallimachos machte sich sanft aus den Umschlingungen der schönen Chrysorhoe los, eilte in die Rüstkammer, umgürtete sich dort mit einem Schwerte, zog sich jenen Mantel an, den ihm sein Bruder Xanthippos beim Abschied geschenkt hatte und der die Wunderkraft besaß, alle Wunden des Leibes zu heilen — hatte er doch die traurigen Wunden der schönen Chrysorhoe vollständig geheilt — und in den Mund nahm Kallimachos jenen Ring, den er von seinem ältesten Bruder bekommen hatte und der die Gabe des Fluges verlieh, wenn man ihn in den Mund nahm.

So ausgerüstet eilte unser Held hinunter zum Tore des Drachenschlosses. Und er sprach ein Wort und sofort öffneten sich die Torflügel von selbst und die grimmen Schlangen vor dem Tore senkten sanft ihre zischenden Häupter vor dem Herrn des Drachenschlosses. Und nun befahl Kallimachos seinem Ring, und siehe da! Wie ein Vogel erhob er sich in die Lüfte und überflog den Schloßgraben und den Fluß und war in einem Nu auf der Roseninsel. Kaum hatte sein Fuß den Boden der Roseninsel berührt, da trat ihm aus dem dichten Gesträuch ein furchtbarer Drache entgegen. Und dieser Drache — es war jenes

zauberische Dämonengeschöpf der alten Zauberin — der hatte — schrecklich war es zu schauen! — ein altes Weib in seinem Maul und wollte sie eben hinunterwürgen. Das Weib aber war natürlich niemand anderer als die alte böse Zauberin. Der Drache erblickte den Ankömmling und wutschnaubend stürzte er sich auf ihn los. Das alte Weib ließ er aus dem Maule fallen und stürzte sich geradewegs auf Kallimachos los, der mit gezücktem Schwerte seiner wartete. Aber vergebens kämpfte der Drache gegen Kallimachos an. Denn Kallimachos hatte ja den wunderbaren Mantel an, der ihn unverwundbar machte. Kallimachos jedoch schwang sein Schwert und holte gegen das Haupt des Drachen aus und schlug ihm sein Haupt ab. Kaum lag der Drache tot am Boden, da stürzte das alte Weib, das der Drache im Maul gehabt hatte, auf Kallimachos los und rief: „O, du mein Retter! O, du mein Heiland!“ Und dabei küßte sie unaufhörlich die Spuren der Füße des Kallimachos, die dieser dort im Erdreich gelassen hatte.

Unterdessen hatte die schöne Chrysorhoe klopfenden Herzens und voll Angst dem Kampfe ihres Herzliebsten mit dem gräulichen Drachen vom Fenster des Schlosses aus zugesehen. Hell jubelte sie auf, als sie sah, wie ihr Held und Liebster dem Drachen das Haupt abschlug. Da eilte sie sofort weg vom Fenster, ergriff einen Eimer aus purem Golde und eilte damit hinunter in den Schloßhof. Dort beim Wasserbehälter füllte sie den Goldeimer und eilte zum geöffneten Schloßtore hinaus, um ihrem Herzallerliebsten das Wasser auf die Roseninsel zu

bringen, damit er sich seine Hände wasche, die vom Blute des erschlagenen Drachen troffen. Überdies wollte sie die alte Frau begrüßen, die durch des Kallimachos Heldentat vor dem sicheren Tode im Bauche des Drachen gerettet worden war. Die arme Schöne wußte ja nicht, welch heimtückische Zauberin jenes alte Weib war.

Denn noch war Chrysorhoe nicht auf der Roseninsel angelangt, da vollendete die böse Zauberin schon ihr teuflisches Werk, dieses alte, heimtückische Weib, dieses Werkzeug böser Geister, diese Zwillingschwester des Blitzes und Mutter des Donners, diese Brut des Satanas, diese Mutter der Neraiden, kurzum diese Weggefährtin jedweder Schlechtigkeit! Sie zog nämlich, bevor noch Chrysorhoe kam, den Zauberapfel aus ihrem Gewande und überreichte ihn dem Kallimachos mit den Worten: „Hier hast du einen goldenen Apfel als Zeichen meines Dankes und als Gegengabe für meine Rettung!“ Kallimachos nahm den Apfel an, betrachtete ihn, bewunderte seine Schönheit und steckte ihn dann in seinen Busen. Im selben Moment fiel er wie tot zu Boden.

Da kam aber auch schon die schöne Chrysorhoe daher mit ihrem Eimer in der Hand und findet ihren Kallimachos der Länge lang tot auf dem Boden ausgestreckt. Wie vom Blitz getroffen sank auch sie besinnungslos neben ihrem Liebsten zu Boden. Die alte Zauberin aber stieß einen lauten Pfiff aus und, wie sie es verabredet hatten, kam der König, der schon die ganze Zeit über voll Spannung und Liebes-

sorgen geharrt hatte, hoch zu Roß mit seinen hundert Reitern auf die Roseninsel dahergesprengt. Und er fand den Kallimachos tot, die schöne Chrysorhoe bewußtlos, die Alte dagegen voll boshafter Freude über ihre gelungene Hinterlist um die beiden leblosen Körper wie ein Kind herumtanzend. Der junge König aber zauderte keinen Augenblick: er nahm die schöne Herrin des Drachenschlosses zu sich auf sein Roß, auch die alte Zauberin setzten sie auf ein freies Pferd, und fort ging es im gestreckten Galopp der Heimat des jungen Königs zu.

Kallimachos aber, der junge Held, lag wie tot auf der Roseninsel, ohne Atem und ohne Bewußtsein. Da machte sich aber seine Schicksalsfrau auf und scheute keine Mühe und eilte, so schnell sie konnte, dorthin, wo die beiden Brüder des Kallimachos wohnten. Und es war Nacht geworden, als sie in dem Palaste des alten Königs ankam, der der Vater des Kallimachos und seiner beiden Brüder war. Dort lagen die beiden Brüder des Kallimachos, Nikokles und Xanthippos, schon in tiefem Schläfe. Was tat da die Schicksalsfrau des Kallimachos? Sie trat in die Träume der beiden Brüder ein und diese schauten sie im Schläfe als schwarzgekleidetes Weib und dieses Weib trat vor ihr Lager und schlug sich die Brüste und raufte sich die Haare und zerkratzte sich ihre Wangen und rief ihnen zu: „Laufet! Laufet zu eurem Bruder Kallimachos! Denn er befindet sich in bitterer Not und Bedrängnis!“ Und dann verschwand die Schicksalsfrau. Und der älteste Bruder erwachte aus seinem Schläfe und er erschrak über das Traum-

bild, das er gesehen hatte und über die Worte des Weibes. Und er weckte den anderen Bruder und sprach zu ihm: „Lieber Bruder, hast du auch ein Traumbild gesehen, das unseren Kallimachos betraf?“ „Ja!“ erwiderte jener, „ich sah ein Weib in schwarzen Gewändern, das sich schlug und zerkratzte und mir zurief: ‚Laufet! Eilt dem Kallimachos zu Hilfe! Denn er befindet sich in arger Bedrängnis!‘“ Da stand bei den beiden Brüdern sofort der Entschluß fest, sich aufzumachen und ihren jüngsten Bruder zu suchen. Und sie stiegen zu Pferde und ritten die Straße, die sie schon einmal zurückgelegt hatten, in der Richtung auf das Drachenschloß zu. Unterwegs aber riefen sie immer wieder: „Kallimachos! Liebes Brüderchen Kallimachos! Kallimachos, du Kleiner! Kallimachos, du Guter!“ Aber keine Antwort ward ihnen und sie zerbrachen sich die Köpfe, was wohl ihrem lieben Jüngsten widerfahren sein könnte, und waren den ganzen Weg über voller Sorge um ihn. Endlich kamen sie vor das Drachenschloß. Sie ritten um die goldene Umfassungsmauer, aber sie fanden den Bruder nicht. Endlich kamen sie auch auf die Roseninsel. Und da fanden sie ihren Bruder leblos lang ausgestreckt auf dem Boden liegen.

Da setzten sich die beiden nun dort auf der Roseninsel neben den Leichnam ihres Bruders und sie weinten und stimmten ihm die Totenklage an. Und zuerst hub Nikokles an und klagte: „Kallimachos, wer hat dich bekämpft? Wenn du einem Schwertstreiche erlagst, wo ist denn dann deine Wunde? Du

liegst da als Toter und nirgends ist Blut zu sehen! Wie wurdest du denn getötet? Oder bist du an einer Krankheit gestorben? Wie kommt es dann, daß man dich nicht begraben hat?“ Xanthippos aber, der zweite Bruder, setzte die Klage des Ältesten fort und klagte: „Tot bist du also, Kallimachos! Deine Brüder aber leben! Und klagend und weinend sitzen sie jetzt neben dir! Sie bedecken deinen Leichnam mit Küssen! Du aber bleibst gefühllos und merkst es nicht! Denn, wenn du es hörtest, wie deine Brüder hier um dich klagen, du würdest mit ihnen klagen und würdest mit ihnen Mitleid haben!“ Und nachdem sie sich so an Jammern und Klagen, Seufzern und Trauerworten genug getan hatten, umschlangen sie die Leiche mit ihren Armen und blieben bei ihr sitzen, selbst stumm wie zwei Tote. Denn infolge der langen Totenklage konnten sie nicht mehr sprechen. Nach einiger Zeit aber erholten sie sich wieder und sie gingen nun daran, den Leichnam zu untersuchen, um die totbringenden Wunden an ihm zu entdecken. Sie entblößten den Leichnam, konnten aber keine Wunde finden. Nur den goldenen Apfel fanden sie. Und sie nahmen ihn in die Hand und betrachteten ihn und lasen die Worte, die auf seiner Oberfläche geschrieben standen. Sie lauteten: „Wenn ein Toter, der keine Besinnung mehr hat, an diesem Apfel riecht, so wird er sofort seine Besinnung wieder erlangen und wieder ins Leben zurückkehren!“ Sofort brachten sie den Apfel dem toten Kallimachos an seine Nase und sofort richtete Kallimachos sich auf und wurde wieder lebendig.

Und er saß dort auf der Erde und blickte um sich und sah seine Brüder und wußte nicht, was er sah.

Als aber Kallimachos nach und nach wieder zu sich kam, da war sein erster Gedanke seine Herzliebste, die schöne Chrysorhoe. Er fragte, wo sie sei. Und als seine Brüder verständnislos die Köpfe schüttelten, sprang er auf und eilte hinauf ins Drachenschloß und suchte dort überall nach der schönen Chrysorhoe. Die Brüder aber, die ja von gar nichts wußten, glaubten, er sei verrückt geworden und fragten ihn immer wieder: „Was ist das für ein Weib, nach dem du rufst?“ Er aber gab keine Antwort, sondern er suchte und suchte, und weil er sie nirgends sah, schrie und jammerte er, so daß seine Brüder, die nicht von seiner Seite wichen, in ihrem Glauben immer mehr bestärkt wurden, ihr armer Jüngster sei übergeschnappt. Als sie aber nicht aufhörten, mit Fragen in ihn zu dringen, da erzählte er ihnen alle Begebenheiten von dem Zeitpunkte an, wo sie drei sich von einander vor dem Drachenschlosse getrennt hatten, bis zu dem Augenblicke, wo er infolge der teuflischen Zauberkünste der Alten auf der Roseninsel entseelt zu Boden gesunken war. Was mit Chrysorhoe geschehen war, das wußte er nicht. Und wieder ging er dran, sie zu suchen. Und suchte überall und fand sie nicht. Und er klagte: „Ach, fände ich doch nur deinen Leichnam! So könnte ich dich noch im Tode umarmen und küssen! Und ich könnte neben dir sitzen und dir die Totenklage anstimmen! Und ich würde mich mit dir in meinen Tränen baden, so wie wir uns zu deinen Leb-

zeiten unten im Bade der Chariten und des Königs Eros so lieblich gebadet haben! Nun aber bist du tot, und ich weiß gar nicht, wo du bist!“ Und er beschloß, auszuziehen und sie überall zu suchen. Und diesen Entschluß teilte er auch seinen Brüdern mit und nahm wieder von ihnen Abschied. Beim Abschied bat er sie, im herrlichen Drachenschloß Wohnung zu nehmen oder, wenn sie wollten, Gold und Edelsteine, soviel sie mit sich führen könnten, heimzunehmen ins Vaterhaus. Dann zog er von dannen.

Und er zog durch die Lande ohne Ziel, ohne Wegweiser und ohne Kenntnis der Wege. Und er zog durch Ebenen und durch Gebirge, über Flüsse, durch Engpässe und durch felsiges Land. Und immerfort klagte und seufzte und weinte er. Weder Sonne noch Mond wollte er sehen; alles Licht war ihm zuwider geworden. Da traf er eines Tages um die vierte Tagesstunde einen Mann, der mit seinem Ochsespann den Boden bearbeitete. Der Mann hatte ein schwarzes Kleid an und die Haare seines Hauptes waren geschoren. Der Anblick dieses Mannes, der die Zeichen der Trauer trug, war dem Kallimachos nicht unlieb und er sagte bei sich: „Wie es scheint, trägt auch der Mann seine Mühsal und ist in Trauer.“ Er ging daher auf ihn zu und begrüßte ihn und hoffte, mit ihm zusammen trauern und sich mit ihm über das beiderseitige Leid unterhalten zu können und so etwas Trost zu finden in seinem Kummer. Er sprach also zu dem Landmann: „Lieber Mann, ich sehe dich in Trauer! Du scheinst mir

Leid zu tragen und Kummer in deinem Herzen zu hegen!“ Der Pflüger aber antwortete ihm: „Mein schwarzes Trauerkleid, das du an mir siehst, und mein geschorenes Haupthaar, das trage ich nicht aus persönlicher Trauer oder wegen eines Unglückes, das mich betroffen hätte, ich trage das Trauergewand und die geschorenen Haare auch nicht allein, sondern das ganze Land trägt heute diese Zeichen der Trauer. Ungezählte Menschen in den Burgen und in den Städten und alle Menschen auf dem Lande müssen Trauer tragen wegen des verrückten Wunsches eines Weibes mit schwarzußiger Teufelsseele. So ist es königlicher Befehl, und darum gehen wir alle schwarz, und des Weibes Verbot gestattet uns nicht, unsere Kleider zu wechseln und wir müssen hungern und sterben, weil wir kein Fleisch essen dürfen. Im Drachenschloß nämlich, so erzählt man, da befand sich jenes Weib, das eine Drachin ist, des Drachen Tochter nämlich. Und unser König hat sie mit List und ränkereicher Zauberei entführt und hat sie jetzt in seinem Palaste. Und sie ist es, so sagt man, die gefordert hat, daß alle Leute im Lande schwarze Trauerkleider tragen und sie nicht mit anderen Kleidern vertauschen dürfen. Und daraufhin wurde ein königlicher Befehl überallhin ausgesandt und nun tragen, wie du sehen kannst, sogar die ganz kleinen Kinder schwarze Kleider und laufen herum mit geschorenen Haaren. Sie aber, die Herrin, sitzt in ihrem Palast und hat über die Armen diese Strafe verhängt.“

Als Kallimachos diese Worte aus dem Munde des

Pflügers vernahm, da erkannte er, daß es sich zweifellos um Chrysothoe handle. Denn es paßte ja genau zu ihrer Geschichte, was der Pflüger erzählt hatte. Daher nahm er sofort vom Pflüger Abschied und in größter Eile, in vollem Laufe legte er den Weg zurück und er war fast ohnmächtig vor übergroßer Freude. Und unterwegs traf er immer wieder Menschen mit geschorenen Haaren und in schwarzen Trauerkleidern und immer wieder fragte er sie nach der Ursache dieser Tracht und jedesmal bekam er zur Antwort: „Aus dem Drachenschlosse hat unser König die Drachin entführt und hält sie jetzt als Herrin in seinem Palaste. Und weil die Drachin es so will, müssen wir alle schwarz gehen. Und du, Himmel, was hältst du noch? Warum zerbrichst du nicht und fällst herab? Und du, Erde, warum spaltest du dich nicht und verschlingst sie einzig und allein, die dies Ungemach über uns gebracht hat?!“ So erfuhr Kallimachos immer wieder dasselbe und ein klein wenig zog Trost in seine Seele ein und vor Freude wurde er wärmer und lief nach dem Palaste. Aber der Weg zog sich und die Zeit war dem ungeduldigen Liebenden zu lang und er begann die Natur der Menschen zu verwünschen, weil sie nicht mit Flügeln auf die Welt kommen, um sich damit fortzubewegen. Und siehe! Da fiel ihm der goldene Ring ein, das Geschenk seines Bruders, den er noch seit dem letzten Kampfe mit dem drachenähnlichen Truggebilde auf der Roseninsel bei sich hatte, und er steckte den Ring in seinen Mund und wünschte sich zu fliegen. Und siehe da! Er flog dahin über die Fel-

der und Berge und Flüsse und Burgen, bis in die Hauptstadt des Reiches und in einem Augenblicke stand er vor dem Palaste des Königs, nahm seinen Zauberring wieder aus seinem Munde und näherte sich der Türe des Palastes.

Und vor der Tür des Palastes setzte er sich nieder als armer, schutzflehender Fremdling. Und er traf da an der Tür ein Weib, das ebenso wie alle Einwohner der Stadt, schwarz gekleidet war. Sie saß vor der Tür des Palastes und er ließ sich in ein Zwiegespräch mit ihr ein und unter anderem erzählte sie auch die ganze Geschichte von Chrysorhoe, wie sie mit List, Tücke und Zauberkunst aus dem Drachenschlosse entführt wurde, wie sie aber seit jenen Leiden keinen Seelenfrieden mehr gefunden hatte, sondern immer weine und seufze und klage. Und sie erzählte weiter, der König sei auf Reisen gegangen und daß er schon sehr lange fort sei und daß er sehr große Kämpfe zu bestehen habe. Das Weib aber aus dem Drachenschloß, das war allein und ganz einsam zurückgeblieben. Und jetzt erst konnte sie ihrem Klagen und ihrem Jammern so recht die Zügel schießen lassen. Und jetzt, so erzählte jene Frau, wurde sie bald ohnmächtig, und dann wieder seufzte sie, rief einen Namen aus und jammerte und lag gleich darauf da wie tot, sie schrie, ich glaube, nach einem Kallimachos, nach einem Kallimachos schreit sie immer — so erzählte jene Frau —; wahrscheinlich hieß wohl der Drache Kallimachos, meinte sie; „denn die Herrin, so nennt man nämlich das entführte Mädchen, ist eine Drachin, aber ihr Anblick ist ein

so lieblicher, daß man so etwas gar nicht vermuten sollte. Von ihrem ewigen Klagen ist ihre Schönheit schon ganz verwelkt, so wie in der Sonnenglut im Sommer oft die Rose dahinwelkt. Aber es ist auch im übrigen bei ihr wie bei der Rose. Wenn sie auch vertrocknet und verwelkt, sie kann doch wieder in Anmut erblühen. Man hat es jetzt nämlich bei ihr so eingerichtet: Sobald sie vor seelischem Schmerz und infolge ihrer Klagen von Ohnmacht befallen wird und niedersinkt, so wird sie mit kaltem Wasser bespritzt, und dann kommt sie wieder zu sich. Ihre Tröster und Wächter haben einen eigenen Mechanismus erfunden, um das Wasser auf sie laufen zu lassen.“ Kallimachos wurde von tiefstem Schmerze erfaßt über das, was er hier aus dem Munde jener Frau zu hören bekam. Er stieß einen tiefen Seufzer aus und dann fiel er in Ohnmacht. Entsetzt fragte ihn jene Frau, was er denn habe. Er erklärte: „Deine traurigen Geschichten, Schwester, können doch einen Stein erweichen, um wie viel mehr mich!“ Sie aber erwiderte ihm: „Du fällst schon über die bloße Erzählung in Ohnmacht?! Wie wird's dir erst gehen, wenn du sie selbst klagen hörst und ihren Schmerz siehst?!“ Kallimachos aber war nach all dem Gehörten seiner Sinne nicht mehr mächtig. Ganz niedergeschlagen taumelte er in den Garten des Palastes.

Dort traf er den Gärtner, der gerade den Garten goß. Und Kallimachos setzte sich an der Gartentüre nieder und er saß dort und konnte die Heizvorrichtungen sehen, die man eingerichtet hatte, um für die Königin Wasser zu wärmen, wenn sie Aufregungs-

und Ohnmachtsanfälle bekam. Und gerade in dem Momente ertönte wieder aus dem Palaste ein lauter Befehl: „Gärtner, hurtig! Laß Wasser in den Behälter laufen! Damit das Rohr voll wird, auf daß das Wasser rinne! Denn die Herrin muß sofort und jetzt gleich wieder bespritzt werden!“ Als Kallimachos dies hörte, stockte ihm das Blut im Herzen. Und er hielt es nicht länger aus, so ruhig dort zu sitzen, sondern er stand auf, ging auf den Gärtner zu und begrüßte ihn. Der Gärtner, der schon ein alter Mann war, erwiderte seinen Gruß und sprach: „Mein Sohn, viel Arbeit habe ich; die Gartenarbeit allein, die kann ich ja noch leisten, aber dieses Wassertragen, das kann ich nicht mehr bezwingen. Fluch über die Zeit und Fluch über die Stunde, wo die Zauberkünste der Alten diese unsere Herrin entführt und in unseren Palast gebracht haben! Die Herrin selbst ist dadurch in Qualen der Seele und des Leibes gestürzt worden; wir aber leben unzufrieden dahin und alle Welt mußte sich in die verfluchten schwarzen Kleider stecken.“ Da entgegnete Kallimachos dem Gärtner: „Groß ist der Garten, wie ich sehe, und große Arbeit macht er. Aber ich bin auch Gärtner von Beruf, ich bin arm und stamme aus der Fremde. Wenn du willst, so nimm mich in deine Dienste. Ich bin auch zufrieden, wenn du mir bloß die Kost gibst.“ Der Gärtner war ohnedies schon in Bedrängnis gewesen wegen seiner vielen Arbeit und suchte nach einem Tagelöhner und wollte hauptsächlich für die Mühe des Wassertragens einen Gehilfen aufnehmen. Und wie er nun diesen jungen, kräftigen Fremdling

sah, der die Mühe des Wassertragens leicht leisten konnte, da freute sich der alte Gärtner sehr und er nahm den Kallimachos sofort in seine Dienste. Kallimachos aber war auch von Herzen froh, denn durch das Wassertragen diente er doch seiner Herzliebsten und trug dazu bei, ihre Leiden zu lindern.

Seufzend vor Liebe trug nun Kallimachos das Wasser und goß den Garten und machte in traurigen Liedern seiner Sehnsucht Luft: „Meine Schicksalsfrau, beende doch mein Leid! Ich habe genug gelitten! Was tat ich dir, daß du mich so quälst? Ist das Wassertragen hier und mein Tagelöhnerdienst nicht genug Buße für mich? Und du Mondgöttin mit deinem schönen Licht, du siehst, was ich dulde! Ich bitte dich, sende am Abend einen kleinen Strahl von deinem Lichte in den Palast zur Chrysorhoe und lasse ihr folgenden Gruß von mir bestellen: ‚Der, den du liebst, er hat sich gefunden; auferstanden ist der, an den du denkst, und er arbeitet als Tagelöhner hier im Garten und füllt deinen Wasserbehälter allstündlich, um die Glut deiner Seele zu kühlen. Aber die Erquickung für beider Liebesglut, die trägt er auf seinen Lippen, die trägt er in sich selbst!‘ Tu mir, Mondgöttin, diesen Gefallen!“

So klagte Kallimachos oft. Dabei versah er seinen Dienst. Und durch seinen Dienst wurde er nach und nach im Palaste ganz bekannt als des Gärtners Tagelöhner und Wasserträger. Wenn er aber dem Palaste nahe kam, dann hörte er oft das Weinen der schönen Chrysorhoe und er hörte, wie sie seinen Namen rief, und dann fiel er immer ohnmächtig zu Boden. Aber

ihre Stimme weckte ihn auch immer wieder aus seiner Ohnmacht auf. Hörte er dann jedoch wieder, wie sie mit liebevoller Stimme „Kallimachos!“ rief, so glaubte er, sie reiße ihm das Herz aus dem Leibe. Bei Tag und bei Nacht sann er nun, wie er sich ihr nähern und sich ihr zu erkennen geben könne. Viele Pläne schmiedete er, alle verwarf er wieder. Endlich hatte er eine gute Idee.

Er hatte im Drachenschlosse im Bade, wie er einmal mit Chrysothoe gemeinsam badete, dieser aus Scherz und Neckerei einen kleinen Ring vom Finger gezogen, den Chrysothoe von ihrer Mutter als Andenken und Erkennungszeichen bekommen hatte. Diesen Ring besaß Kallimachos und hatte ihn bei sich. Auf ihn baute er seinen Plan und er beschloß, jetzt nur genau alle Gewohnheiten der Chrysothoe zu beobachten, um irgend eine günstige Gelegenheit zu erspähen, ihr diesen Ring vor Augen kommen zu lassen. Bald hatte er auch etwas gefunden. Es stand da ein Baum im Garten, zu dem Chrysothoe besonders gern zu gehen pflegte. Es war ein Orangenbaum. Unter diesem Orangenbaum setzte sie sich gerne nieder und weinte dann dort bitterlich. Das hatte Kallimachos oft beobachtet. Und so ging er eines Tages hin zu dem Orangenbaum und da hing gerade eine Frucht zu unterst tief herunter, gerade vor der Stelle, wo Chrysothoe gern zu sitzen pflegte. Und an diese Orange band Kallimachos den kleinen Ring der Chrysothoe. Und richtig! Chrysothoe kam zur gewohnten Stunde und ging zu dem Orangenbaume und setzte sich unter ihm nieder und die Orange, an

die Kallimachos den Ring gebunden hatte, baumelte gerade über ihrem Haupte. Sie aber klagte und weinte und rief nach ihrem Kallimachos. Und tränenenden Auges blickte sie zum Himmel auf — und siehe! Da sah sie über sich die Orange mit dem Ring. Sie streckte die Hand darnach aus und pflückte die Frucht und nahm den Ring und erkannte ihn als den ihrigen, den ihr Kallimachos im Drachenschlosse im Liebesspiele geraubt hatte. Und sie verbarg den Ring und zitternd vor Aufregung eilte sie in den Palast und warf sich dort auf ihr Lager. Sie erwog hin und her, wieso denn der Ring auf den Baum gekommen sein könne. Sie erinnerte sich noch sehr gut, wie Kallimachos ihn ihr bei heiterem Liebesspiel im Bade des Drachenschlosses voller Zärtlichkeit vom Finger gezogen hatte. Seitdem hatte er ihn immer getragen. Hatte jemand den Ring dem Toten vom Finger gezogen? Oder war er gar nicht tot?

So erwog Chrysorhoe hin und her. Endlich kam sie zu einem Entschlusse, den sie am nächsten Tage zur Ausführung brachte. Sie begab sich in den Garten und rief den alten Gärtner zu sich und fragte ihn: „Sag', Alter, trägst du allein das Wasser, das zu meiner Erfrischung notwendig ist, und betreust du allein die Pflanzen des Gartens? Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß deine Kräfte allein für diesen großen Garten ausreichen sollen. Es ist doch so viel Gemüse im Garten und an Stelle des geernteten setzest du so oft immer neue Arten, wie ich sehe. Wie ist das möglich, daß du ganz allein für all diese Arbeit aufkommst?“ Der Gärtner antwortete: „Bis vor kurzem,

Herrin, habe ich den ganzen Garten allein besorgt und keinen Tagelöhner gehabt. Jetzt aber, seitdem noch die Wasserbespritzungen zu deiner Erquickung eingeführt worden sind, ist mir die Arbeit zu groß geworden und ich habe mir einen Tagelöhner aufgenommen, einen Mann aus einem fremden Lande. Woher er stammt und wie er hierher gekommen ist, weiß ich nicht. Ich sehe nur, daß er ein verständiger Mensch ist. Doch fürchte ich, er wird die Mühe des Wassertragens nicht lange aushalten und in kurzer Zeit wieder davongehen. Denn die Anstrengung ist zu groß!“ Da sprach die schöne Chrysothoe: „Geh, Alter, ruf doch einmal deinen neuen Tagelöhner, damit wir aus ihm herausbekommen, aus welchem Lande er eigentlich stammt.“ Und der alte Gärtner rief seinen Tagelöhner herbei. Kallimachos aber kam sofort herbeigeeilt. Ihn sehen und vor freudigem Schreck wie tot zu Boden sinken, war bei der schönen Chrysothoe eins. Aber auch Kallimachos wurde von der Freude des Wiedersehens überwältigt und stürzte zu Boden. Sofort eilten die Männer aus dem Gefolge der Chrysothoe herbei, die das Amt hatten, sie zu beruhigen und die Bespritzungen vorzunehmen und sie brachten mit dem Wasser die schöne Herrin wieder ins Leben zurück. Auch Kallimachos erholte sich bald. Und als der alte Gärtner ihn fragte, ob er denn verrückt geworden sei, daß er so zu Boden gestürzt sei, da erklärte er, das Mitleid mit der armen, kranken Herrin habe ihn so übermannt.

Die schöne Chrysothoe aber befahl ihrem Gefolge sie allein zu lassen, da alles menschliche Reden und

der Anblick menschlicher Gesichter sie zur Raserei bringe. „Auch im Palaste,“ erklärte sie, „kann ich nicht mehr wohnen. Bauet mir ein schönes Lusthäuschen hier im Garten! Da will ich wohnen. Ein Vorhang soll das Lusthäuschen vor den Blicken der Außenwelt verschließen. Das Wasser, das ich brauche, leitet mir zum Lusthäuschen zu! Und von meinen Dienerinnen will ich nur eine einzige Kammerzofe mit mir nehmen.“ Die Befehle der Herrin wurden vollzogen. In kürzester Zeit stand das Lusthäuschen fertig und das Wasser war zugeleitet und das Lusthaus durch einen schönen Vorhang von der Außenwelt abgeschlossen. Im Lusthaus aber war ein weiches Ruhebett als Lagerstätte aufgestellt. Und nur eine Kammerzofe befand sich dort zur Bedienung ihrer Herrin.

Kaum erfuhr die schöne Herrin, daß ihre Anordnungen verwirklicht seien, so sprang sie mit Herzklopfen und vor Aufregung wildem Antlitze auf und lief in den Garten und in das Lusthäuschen, wo ihr Ruhelager aufgeschlagen war. Und sie befahl sofort der Kammerzofe, daß man ihr auch das Essen in dieses Gartenhäuschen bringe. „Und du allein,“ so befahl sie der Kammerzofe, „wirst mir das Essen bringen! Ich will keinen Schüsselwart, keinen Koch, keinen Servierdiener hier sehen, überhaupt möge sich kein Diener diesem Gartenhaus nähern! Ich will hier in der Einsamkeit leben und mich hier allein erholen. Denn ich ersticke, und ich kann das würgende Gefühl nicht mehr ertragen. Muß ich aber ersticken, so brauche ich nur allein das zu wissen; Zeugen will

ich nicht dabei haben!“ Und damit setzte sich die schöne Chrysothoe auf den Boden und begann allein ihre Mahlzeiten zu verzehren.

Gleich nach dem Essen aber bekam die Schöne einen Schwächeanfall und sprach zu ihrer Kammerzofe: „Ruf schnell mal den Gärtner und sag' ihm, er soll seinem Tagelöhner Rosen geben, damit er sie mir bringt. Ich muß den Duft der Rosen riechen, um mich wieder zu erholen!“ Die Kammerzofe führte den Befehl aus und nach wenigen Augenblicken stand schon der Tagelöhner mit den Rosen da. Die schöne Chrysothoe aber schickte schnell die Kammerzofe fort — unter irgend einem Vorwande, ich habe vergessen, welchem — und mit scheinbar strengem Antlitz — sie konnte das Lachen aber kaum unterdrücken vor innerlichem Glück — sagte sie zu Kallimachos: „Wie kannst du es wagen, dich dem Tische deiner Königin zu nahen? Du, ein armer Mensch aus fremdem Lande? Du, ein Tagelöhner? Wie kannst du es wagen, da hereinzuschauen, mich anzusprechen und mir die Rosen zu bringen?“ Kallimachos aber konnte sich nicht länger beherrschen. Er bückte sich und küßte die schöne Chrysothoe voll Liebe und umarmte sie und raubte ihr noch viele Küsse, die der Herrin lieber waren als die Rosen, die er gebracht hatte. Da kam die Kammerzofe wieder, die den Auftrag ihrer Herrin vollführt hatte. Sofort legte die schöne Chrysothoe ihr Antlitz in ernste Falten und sprach zur Zofe: „Nimm aus den Händen des Tagelöhners die Rosen! Und dem alten Gärtner gib ein Geschenk für die schönen Rosen,

90

die er mir geschickt hat! Dem Tagelöhner hier aber kannst du einen Bissen Brot reichen!“ In dieser Weise spielte die Schöne in anmutiger Art, denn sie hatte ihre innere Heiterkeit schon wieder gefunden und zu Ende war alles Weinen, Seufzen und Grämen nach dem totgeglaubten Geliebten.

Und als der Abend nahte, sprach die schöne Chrysochore zur Zofe: „Ich will allein hier in dem Gartenhause schlafen! Ich erhole mich hier einigermaßen. Aber ich kann keine Menschen um mich sehen, das bedrückt mich! Und auch du schlafe außerhalb des Gartenhauses, denn ich kann den Atem eines anderen Menschen nicht hören. Sonst bekomme ich wieder meine Zustände!“ Die Zofe tat, wie ihr befohlen und entfernte sich. Die schöne Chrysochore blieb allein im Gartenhause. Und um die erste oder zweite Nachtstunde war es, da eilte Kallimachos liebebeflügelten Schrittes zum Gartenhaus, hob leise den Vorhang auf und erblickte drin seine Herrin. Sie aber sprang auf von ihrem Lager und die beiden lagen sich in den Armen und genossen erst jetzt in Ruhe die Freude und das Glück des Wiedersehens. Und Kallimachos blieb die ganze Nacht bei der schönen Chrysochore und nur allzuschnell verging den beiden im süßen Glücke lang entbehrter Liebesfreuden die beide beseligende Nacht.

Und als der Morgen kam, ging Kallimachos wieder als Tagelöhner in seinen Garten und goß die Blumen und pflanzte Bäume. Die schöne Chrysochore aber blieb als seine Herrin auf ihrem königlichen Lager zurück und sank nach Tagesanbruch in einen süßen,

lange währenden Schlummer. Und es kam die Schar derer, die sie zu bedienen hatten, und fragten die Kammerzofe aus, wie es mit dem Befinden der Herrin stehe. Und die Kammerzofe erwiderte, wie sie es glaubte: „Die Nacht hindurch rührte sie sich nicht, aber jetzt schläft sie!“ Und wie jene hörten, daß die Herrin Ruhe und Schlaf gefunden habe, da freuten sie sich, aber sie wagten es noch nicht, ihrer Freude laut Ausdruck zu geben. Gegen Mittag erwachte die Herrin und sagte zur Zofe: „Mögen jetzt die kommen, die mir ihre ehrerbietige Aufwartung machen wollen. Nachher sollen sie wieder gehen! Denn dieses Schweigen hier und diese Einsamkeit sind mir eine Beruhigung.“ Und die Zofe rief die Getreuen herein, die draußen warteten, und gehorsam, wie es sich für Diener ziemt, kamen sie herein und erwiesen alle der Herrin ihre Ehrerbietung. Es waren die Großen des Reiches, die da gekommen waren, um sich nach dem Befinden der schönen Chrysorhoe zu erkundigen. Und da erfuhren sie nun, daß die Herrin sich etwas erholt hatte und sie freuten sich über ihre bessere Stimmung. Und die schöne Chrysorhoe sprach wieder zu ihnen: „Ich schärfe euch noch einmal ein: Was mir heute so wohl getan hat, das war die Einsamkeit hier und dieses anmutige kleine Gartenhaus. Auch heute und heute Nacht will ich wieder hier allein sein. Darum geht jetzt und laßt mich allein hier ruhen! Zu dieser Einsamkeit bin ich jetzt verurteilt!“ Die Großen des Reiches aber gaben ihrer lebhaften Freude über die sichtliche Besserung Ausdruck, die in dem Befinden ihrer Her-

rin eingetreten war, und erklärten der schönen Chry-sorhoe, sie würden sofort diese frohe Botschaft dem Könige mitteilen. In seinen Kampfesmühen, die er gerade jetzt zu bestehen habe, werde eine solche Nachricht ihm kein geringer Trost sein. Dann zogen sie sich zurück, wie die Herrin es ihnen befohlen hatte.

Die schöne Chrysorhoe aber unternahm einen Spaziergang durch den Garten. Und bald traf sie da den alten Gärtner mit seinem Tagelöhner, die in den Rosenbeeten arbeiteten. Und beim Anblick der Schönen sang Kallimachos, ohne von der Arbeit abzulassen, folgenden Rosenspruch:

„Vorgestern war die Rose hier  
Noch niedergeschlagen gar sehr,  
Doch gestern hob sie schon ihr Haupt  
Und heute weint sie nicht mehr.

Heut' lacht von Frohsinn ihr Angesicht,  
Und der Garten, er lacht mit ihr.  
Vorgestern und gestern weinte auch er,  
Heut' ist sie ihm Freude und Zier.

Viel Tränen vergoß sie und sprach voll Schmerz:  
„Hab Mitleid und hilf mir, o Mond!“  
Heut' freut sie sich seines Glanzes und Scheins,  
Weil Glück ihr im Herzen thront.

Sie bat ihre Schicksalsfrau, gnädig zu sein,  
Zu mildern ihr hartes Los.

Heut' preist sie die gütige Schicksalsfrau  
Voll Dank als edel und groß.“

Die schöne Chrysothoe aber freute sich des Sprüchleins und sagte zum alten Gärtner: „Schau, schau! Alter! Von mir sollst du immer deinen Dankeslohn haben, wenn du mir auf meinen Wunsch immer schnell Rosen schickst! Den Dank freilich, den dir dein Tagelöhner abstattet, kann ich dir nicht zuteil werden lassen. Er nimmt dir nicht nur einen Teil deiner Mühe ab, sondern er ist gar noch zu deiner Unterhaltung ein Sänger geworden.“ Und alle drei lachten, besonders aber empfanden Kallimachos und die schöne Chrysothoe großes Glück in ihren Herzen, daß sie sich sehen und einander nahe sein konnten. Als dann aber der alte Gärtner in einem anderen Teile des Gartens zu tun hatte, blieben die zwei wieder allein und freuten sich inmitten blühender Rosen ihrer zärtlichen Liebe und neckten einander.

Und der Tag verging und die Nacht brach herein und wieder verbrachten Chrysothoe und Kallimachos die Nacht gemeinsam in fröhlicher Liebeslust im Gartenhäuschen. Diese Nacht aber schmiedeten sie schon einen Fluchtplan. Sie wollten fort aus dem Lande des Königs und wieder auf ihr goldenes Drachenschloß ziehen und dort frei und froh leben, wie sie es früher getan hatten, ohne sich fürchten und verstecken zu müssen. Während sie den Plan der Flucht nach dem Drachenschlosse beratschlagten, brach der Tag an und schweren Herzens trennten sie sich wieder von einander. Kallimachos ging wie-

der seiner Gartenarbeit nach; die schöne Chrysochloe aber verbrachte den Tag auf ihrem Lager in tiefem Schlummer.

Die Großen des Reiches aber, denen die Bewachung der schönen Chrysochloe anvertraut war, freuten sich, wie sie vernahmen, daß auch an diesem Tage die Herrin Schlaf gefunden und daß sie während der Nacht nicht geseufzt und nicht geklagt habe. Und sie führten ihre Absicht aus und schrieben ihrem Herrn und König folgenden Brief: „Wir, deine Getreuen, schreiben dir und wünschen deiner Herrlichkeit Glück! Die Klagen und die Angstzustände, die Schmerzen und die Ohnmachtsanfälle, die unaufhörliche Raserei und Selbstquälerei, woran, wie du weißt, unsere Herrin litt, haben aufgehört, sie hat sich beruhigt, sie ist sanft geworden und hat den Schlaf der Nächte wieder gefunden. Jetzt verbringt sie Tage, an denen sie wieder froh und schön ist, sie klagt nicht mehr, sie fühlt sich wieder wohl und frei. Wenn du wieder nach Hause zurückkehrst, wirst du alles so vorfinden, wie dein Herz es ersehnt!“ Diesen Brief sandten sie an den König. Dann begaben sie sich wieder zum Gartenhäuschen und als die Herrin erwachte und sie berief, traten sie ein und machten ihr ihre Aufwartung. Und wieder erhielten sie von der Herrin die beruhigende Auskunft, daß es ihr besser gehe und daß die Einsamkeit im Gartenhause ihr sehr wohl tue; deshalb wünsche sie auch weiterhin ganz allein im Gartenhause zu verbleiben. Ihrem Auftrage gehorchend, zogen sich die Vornehmen des Reiches sofort zurück und ließen sie allein. Sie aber

verbrachte wieder den Tag und die Nacht und noch manchen folgenden Tag und die zugehörigen Nächte in süßer Umarmung mit ihrem geliebten Kallimachos. Das Gartenhaus ward zum Palaste des großen Königs Eros und seiner Dienerinnen, der holden Chariten.

Schließlich aber kam den vornehmen Wächtern der Herrin die Sache doch verdächtig vor. Daß die schöne Herrin immer allein sein, besonders, daß sie des Nachts immer allein in ihrem Gartenhause schlafen wollte, daß sie, obwohl sie in der Nacht nicht mehr weinte und klagte, trotzdem dann auch noch immer den größten Teil des Tages verschlief, daß sie plötzlich so heiter und ganz verändert war und wieder aufblühte, das konnten sie alles nicht begreifen und sie besprachen es unter einander und zerbrachen sich die Köpfe, und, um die Lösung des Rätsels zu finden, nahmen sie einmal die Kammerzofe beiseite und sagten zu ihr: „Gib einmal in der Nacht acht, ob sie nicht vielleicht doch die Nacht heimlich unter Weinen verbringt und ob sie sich nicht nur deswegen in das einsame Gartenhaus zurückgezogen hat, um da ungestört weinen und sich schlagen und mißhandeln zu können. Gib genau acht und erzähle uns dann, was du bemerkt hast!“ Die Kammerzofe tat, wie die Vornehmen es ihr auftrugen. Der Tag war vergangen und der Mond stand schon am Himmel. Die schöne Chrysorhoe ahnte die Gefahren nicht, die sie umgaben. Wie eine Fürstin lag sie auf ihrem schönen Lager. Die Kammerzofe aber verabschiedete sich von ihrer Herrin, angeblich, um ihr Lager aufzusuchen. In Wirklichkeit aber ging sie

nicht weit, sondern setzte sich vor dem Gartenhause zusammengekauert neben den Vorhang, der das Gartenhaus von der Außenwelt trennte, und blickte durch einen Riß des Vorhanges, den sie sich selbst am vorhergehenden Tage schon für die kommende Nacht mit einer Schere in dem Vorhange angebracht hatte, in das Gartenhaus hinein, so daß sie genau alles beobachten konnte, was in dem Gartenhause drin vor sich ging. Und siehe da! Sie bemerkte, wie im Dunkel der Nacht der Tagelöhner des alten Gärtners zum Gartenhaus herangeschlichen kam, wie er durch den Vorhang eintrat und von der schönen Herrin freudig begrüßt wurde, wie diese sich von ihrem Lager erhob und die beiden sich umarmten und vielmals küßten, wie sie sich dann beide zusammen aufs Lager legten und die Nacht unter Küssen und Kosen in süßestem Liebesspiele verbrachten.

Als der Tag angebrochen war, begab sich die Kammerzofe gleich dorthin, wo sie die Vornehmen des Reiches fand und rief die drei Ältesten und Vornehmsten unter ihnen — es waren drei Eunuchen — zu sich und erzählte ihnen alles, was sie gesehen hatte und forderte sie auf, die folgende Nacht mit ihr zu kommen und von derselben Stelle aus, wo sie die vergangene Nacht hindurch gekauert hatte, die Vorgänge im Gartenhause zu beobachten. Die drei Eunuchen versprachen ihr Erscheinen. Den Tag über aber verbrachten sie in der gewohnten Weise. Sie gingen zum Gartenhause, und als die Herrin sie hineinrufen ließ, machten sie ihre gewohnte schuldige Aufwartung und nahmen wieder wie alle Tage

von der schönen Herrin den Befehl entgegen, sich auch weiterhin fern vom Gartenhause zu halten. Dann entfernten sie sich wieder. Als es aber Abend geworden war, begaben sich die drei Eunuchen, der Verabredung gemäß zum Gartenhause. Dort trafen sie schon die Zofe. Diese führte sie hinter das Gartenhaus zu der Stelle, wo sie die Nacht vorher verbracht hatte. Und die Zofe und die drei Eunuchen kauerten sich dort auf die Erde und die Zofe zeigte ihnen den Riß im Vorhange des Gartenhauses, durch den sie in das Innere blicken konnten. Und nun vollzog sich alles genau so, wie die Nacht vorher und alle früheren Nächte. Wieder kam der Tagelöhner des alten Gärtners zur schönen Herrin und die drei Eunuchen wurden Zeugen einer leidenschaftlichen Liebesnacht ihrer Herrin mit einem Knechte.

Empört gingen die drei Eunuchen von dannen und beschlossen, sofort ihren Herrn und König davon zu benachrichtigen, daß seine schöne Chrysorhoe die Dirne eines Knechtes geworden sei. Und sie setzten sich hin und schrieben dem Könige folgenden Brief: „Wenn wir dir letztthin, Herr und König, einen Brief voll froher Botschaft schreiben konnten, so müssen wir dir heute schmerzliche und bittere Nachrichten zukommen lassen. Aber glaube nicht etwa, daß die Klagen und die Ohnmachtsanfälle und die Bedrückungszustände und die Selbstmißhandlung wieder angefangen haben. Denn alles war Schurkerei, das Ganze war ein Betrug. Die Fürstin nämlich, die du uns befohlen hast, als unsere Herrin zu verehren, hat sich einen klugen Plan ersonnen ge-

habt, um von uns ungestört in der Einsamkeit leben zu können. Sie hat vorgegeben, die Einsamkeit heile ihre Schmerzen. Das war aber nur eine schlaue Finte. Wir mußten ihr nämlich ein Gartenhaus bauen, das durch einen Vorhang von der Welt abgeschlossen war. Darin schlief sie allein. Wir aber hielten uns ihrem Befehl gemäß fern von dem Gartenhause. Sie aber wurde die Dirne — wehe, daß wir dir eine so scheußliche Botschaft senden müssen! — nicht eines edlen Mannes, nein, eines Knechtes, des Tagelöhners deines Gärtner. Was wir hier schreiben, ist keine Lüge! Gib uns als deinen Sklaven deine Befehle!“ Der König bekam diesen Brief seiner Eunuchen und er erschütterte ihn sehr. Aber er war in seinem Innern im Zweifel, ob er den Eunuchen glauben solle. Denn er wußte sehr gut, daß die unangenehme Verpflichtung, schwarze Kleider tragen zu müssen, sich das Haupthaar zu scheren und kein Fleisch essen zu dürfen, die die trauernde Fürstin den Eunuchen ebenso wie dem ganzen Volke seines Landes auferlegt hatte, daß ferner die Unannehmlichkeit, immer die Klagen der Herrin anhören und ihr in ihrem Schmerze beistehen zu müssen, die schöne Chrysorhoe bei den Eunuchen recht verhaßt gemacht hatte. Er konnte es nicht übers Herz bringen, zu glauben, daß die strahlende Chrysorhoe sich so sollte erniedrigt haben, die Dirne eines gemeinen Tagelöhners zu werden. Und doch wieder! Sollten die Eunuchen es wagen, ihn, ihren König, in solch frevelhafter Weise zu belügen? Zu seinem großen Schmerze konnte der König nicht

sofort nach Hause ziehen, wie er am liebsten gewollt hätte, weil er gerade vor einer Hauptschlacht gegen seinen Feind stand. Daher schrieb er zunächst an die drei Eunuchen ein Antwortschreiben, das folgendermaßen lautete: „Liebe drei Eunuchen! Meine Herrlichkeit hat euern Brief erhalten. Die Nachricht, die ihr mir sendet, ist unglaublich und bringt mich fast um. Ich kann nicht begreifen, wie so etwas möglich sein sollte. Trotzdem trage ich euch folgendes auf: Ergreifet den Tagelöhner, legt ihn in starke Eisenketten und setzt ihn in den Kerker! Die Herrin aber, die ihr des Ehebruchs beschuldigt, werdet ihr nach wie vor als eure Fürstin verehren und werdet ihr dienen. Und ihr werdet nichts außer acht lassen, was für die Pflege ihrer Schönheit und ihrer Gesundheit notwendig ist. Ich hoffe, bald meine Feinde hier zu besiegen und dann heimzukehren. Dann werde ich selbst die Sache untersuchen und das Urteil vollstrecken. Darüber braucht ihr euch nicht den Kopf zu zerbrechen! Das wird meine Sache sein! Lebt wohl und bleibt gesund, meine drei Eunuchen!“

Als die drei Eunuchen diesen Brief erhalten hatten, überlegten sie, wie sie den Befehl des Königs ausführen könnten. Sie wollten es so einrichten, daß die Herrin nichts davon merke, wenn sie den Tagelöhner gefangen setzten. Denn sie fürchteten, wenn die Fürstin es erfuhr, so könnte sie Hand an sich selbst legen, und das mußte vermieden werden, weil ihnen sonst der Zorn des Königs drohte. Sie gaben daher dem Tagelöhner einen Auftrag, dessen Aus-

führung ihn von dem Gartenhause entfernen mußte. Kallimachos wollte den Befehl vollführen und begab sich nichts ahnend in einen weit entlegenen Teil des Gartens. Dort waren schon die drei Eunuchen mit bewaffneten Knechten in den Büschen versteckt. Sie überfielen den Kallimachos, fesselten ihn und brachten ihn in den Kerker, ließen es ihm aber im übrigen im Kerker nicht schlecht ergehen, damit ihm nichts Übles zustieße. Denn sie wollten ihn lebendig in die Hände des Königs übergeben, damit dieser selbst richte, wie er es sich vorbehalten hatte. Der schönen Herrin aber traten die drei Eunuchen mit gewohnter Unterwürfigkeit gegenüber.

Die arme Chrysorhoe harrte indes vergebens ihres Herzliebsten. Sie wartete am ersten Abend und er kam nicht. Da ward sie traurig. Sie harrte sein am zweiten Abend und auch da blieb er fern. Da ward ihr Herz von größter Sorge erfüllt. Und als er auch am dritten Abend nicht kam, beschloß Chrysorhoe am nächsten Morgen Erkundigungen einzuziehen. Nach einer schlaflos verbrachten Nacht ließ sie daher den alten Gärtner zu sich ins Gartenhaus rufen und fragte ihn: „Sag mir, alter Gärtner, wo ist dein Tagelöhner?“ Zuerst getraute sich der Alte überhaupt nichts zu sagen; denn er fürchtete die drei Eunuchen. Und er erklärte daher, er habe seinen Tagelöhner die ganze Zeit über nicht gesehen und wisse daher gar nichts von ihm. Als die Herrin aber weiter in ihn drang, da stammelte er, möglicherweise sei das ewige Wassertragen ihm zu schwer und zu lästig geworden und sei das der Grund, dessent-



wegen er davongelaufen sei. Die Herrin aber drang wieder in ihn: „Schau, Alter, die Mühe des Wassertragens war ja im Anfang gewiß schwer. Jetzt aber, seitdem ich mich ein wenig erholt habe und seitdem ich hier unter den Bäumen im Gartenhäuschen wohne, seitdem hat doch das Wassertragen überhaupt ganz aufgehört. Wie soll also der kleine nette Tagelöhner aus diesem Grunde davongelaufen sein?“ Der Alte antwortete zunächst nichts; denn auch ihm schnürte der Schmerz die Kehle zu. Sein Tagelöhner ging ihm nämlich gar sehr ab, weil jetzt wieder die ganze Mühe der Gartenarbeit ganz allein auf seinen Schultern ruhte. Endlich aber faßte er sich doch ein Herz und erzählte der schönen Herrin alles, was er von dem Geschick des Kallimachos wußte, wie er hinten im Garten von den drei Eunuchen und deren bewaffneten Knechte überfallen und gefesselt und in den Kerker geworfen worden sei.

Nun hub die schöne Chrysothoe wieder ihre Klagen an. Wieder ward ihr Herz von Kummer erfüllt, doppelt so stark und viel schlimmer als das erstemal. Und sie haderte mit ihrem Geschick. Sie schmähete ihre Schicksalsfrau. Denn schon hatte sie geglaubt, sie habe den bösen Schicksalsspruch restlos erfüllt, den ihr ihre Schicksalsfrau bei ihrer Geburt auf die Stirne geschrieben hatte. Aber es war in Wirklichkeit nur eine kurze Pause gewesen, und jetzt war dafür das Unheil mit erneuter Wucht auf sie hereingebrochen. Und besonders schmerzte es sie, daß nicht sie allein, sondern auch ihr Herzliebster ins Unglück geraten war, daß er in Eisen-

ketten und Kerker schmachten mußte. Lieber wäre sie als Opfer des Drachen im Drachenschloß geblieben als jetzt dieses Leid zu erdulden. Kallimachos hinwiederum saß in seinem Kerker und beklagte das traurige Los seiner Geliebten, die nun wieder allein war.

Unterdessen kehrte der König von seinem Kriegszuge zurück und berief sofort die drei Eunuchen zu einer vertraulichen Unterredung. Und die drei Eunuchen berichteten ihm der Wahrheit gemäß: „Herr und König! Wie du es uns aufgetragen hattest, so haben wir der Herrin gewartet und sie gepflegt und getröstet. Sie aber beruhigte sich nicht, sondern ihr trauriger Zustand und ihre Klagen steigerten sich nur immer mehr. Wir wußten schon gar nicht mehr, was wir tun sollten. Da eines Tages berief sie uns in den Garten und befahl uns, ihr im Garten ein Gartenhäuschen zu bauen, das durch einen Vorhang von der übrigen Welt abgeschieden war. Drin wollte sie auch schlafen. Darum befahl sie uns auch, ein Ruhebett drin aufzustellen. Wir taten nach ihrem Befehl. Dann befahl sie uns, sie mit einer Zofe allein zu lassen. Auch diesen Befehl befolgten wir. Und siehe da! Sie wurde ruhiger und klagte nicht mehr. Wer hätte da gleich an solchen Frevel und solche Schande gedacht?! Wie wir aber bemerkten, daß sie den ganzen Tag schlief, da beauftragten wir ihre Zofe, in der Nacht aufzupassen, ob die Herrin nicht doch heimlich weine. Und die Zofe gab acht. Wer möchte nun das Gräßliche aussprechen, das sie da sah?! Weh über das Unglück! Sie sah, wie der

Knecht unseres alten Gärtners mit unserer Herrin die ganze Nacht in Liebe verbrachte! Sie meldete uns dies; wir aber konnten die schreckliche Nachricht nicht glauben und so gaben wir selbst eine Nacht hindurch acht und da sahen wir das Schreckliche mit unseren eigenen Augen!“

Da geriet der König in gewaltigen Zorn und er befahl, sofort die Königin vor ihn zu führen und gleichzeitig mit ihr den Tagelöhner und er beschloß, Gericht über beide zu halten und unnachsichtliche Strafe an ihnen zu vollstrecken. Man führte die schöne Chrysothoe vor den König; sie stand vor ihm mit gebundenen Händen. Dann brachten die Schergen Kallimachos, dessen Füße von schweren Eisenketten belastet waren. Außerdem standen die drei Eunuchen da und die Kammerzofe, alle vier bereit, ihre Zeugenaussage abzulegen. Auch die Henkersknechte waren schon bereit gestellt, um im Falle der Verurteilung sofort die Strafe zu vollstrecken. Und der König forderte zunächst die schöne Chrysothoe auf zu sprechen. In Chrysothoes Antwort lag feste, ehrliche Entschlossenheit. Und sie hub an und sprach: „König und Richter und Herrscher über Viele! Dir, der du der Hort der Wahrheit und der Gerechtigkeit bist, will ich eine Frage vorlegen. Du aber beherrsche deinen Zorn und antworte mir und dann erst lege uns nach deinem Ermessen die Strafe auf! Höre also: Wenn jemand mit seinen eigenen Händen einen Weingarten pflanzt, und er gräbt ihn um und beschneidet ihn und er legt rund um den Weinberg herum einen

Zaun an und er schneidet alles unnütze Laubwerk von den Stöcken, damit die Sonne zu den Trauben gelangen kann, und er behütet den Weinberg: den ganzen Tag nämlich steht er mit seiner Schleuder auf der Lauer, um die Vögel damit zu verscheuchen, damit sie nicht kommen und alle Beeren wegpecken, in der Nacht hinwiederum schläft er nicht, sondern er macht unablässig die Runde um den Weingarten und gibt acht. Und er scheut keine Mühe und plagt sich ab und — siehe da! — es kommt die Zeit der Weinlese und es kommt ein anderer daher und bemächtigt sich seines Weingartens und will dort ernten und alles genießen und jenen, der dort gepflanzt, gearbeitet, gewacht hat, den will jener töten! Urteile, Herr und König, ist das gerecht? Oder soll nicht doch der Arbeiter und Wächter im Weinberge zum Lohne für seine Mühe ernten und den Gewinn aus seiner Arbeit genießen?“ Die Menge, die zuhörte, schwieg. Der König aber sprach: „So ist mein Urteil: Der im Weingarten gearbeitet und ihn behütet hat, der soll die Früchte des Gartens genießen. Dem bösen Gewaltmenschen aber, jenem Räuber, dem soll man seinen Kopf abschlagen, als warnendes Beispiel für die anderen, die Unrecht tun und anderen den Gewinn ihrer Mühe rauben wollen!“ Das Volk aber, das zuhörte, jubelte bei diesen Worten und klatschte dem Herrscher Beifall und sie priesen die Gerechtigkeit ihres Königs.

Die schöne Chrysothoe aber hub wieder an und sprach: „Ich danke dir, König und Herr, für deinen gerechten Spruch! Und nun bitte ich dich, mir zu

sagen: Was hat denn dieser Tagelöhner hier“ — bei diesen Worten deutete sie mit dem Haupte nach dem gefesselt neben ihr stehenden Kallimachos — „was hat denn dieser Tagelöhner hier für ein Unrecht begangen, daß andere die Früchte seiner Mühe ernten wollen? Dieser Tagelöhner, der hier vor dir steht, ist nämlich jener Prinz, den deine alte Zauberin mit ihren Zaubermitteln auf der Roseninsel beim Drachenschlosse tot zu Boden gestreckt hat. Dieser Tagelöhner hier ist jener Prinz aus königlichem Geblüte, der mein Retter aus großer Not wurde, der den Drachen erschlug, der mein Herr ist. Wem tat er somit ein Unrecht, wenn er genoß, was ihm gehörte kraft seiner mühevollen Heldentaten?“ Als der König dieses Wort vernahm, da beruhigte er sich und sein Zorn legte sich und erstaunt fragte er: „Aber wie ist er denn wieder lebendig geworden?“ Die schöne Chrysorhoe aber bat den König, hierüber den Kallimachos selbst zu befragen; denn sie hatte ja zu der Zeit, als Kallimachos wieder lebendig wurde, schon im Palaste des Königs geweilt und ihre Tage unter Tränen und Klagen verbracht. Der König aber, dessen Zorn schon gänzlich verraucht war, erfüllte die Bitte der schönen Chrysorhoe und bat den Kallimachos, zu erzählen, wer und woher er sei, wie er ins Drachenschloß kam und dort die schöne Chrysorhoe fand, wie er den Drachen tötete und wie er schließlich dem Tode, den die Zaubermittel der Alten ihm bereiten wollten, wieder entging und wie er nun nach langen Irrfahrten wieder hierher gekommen sei.

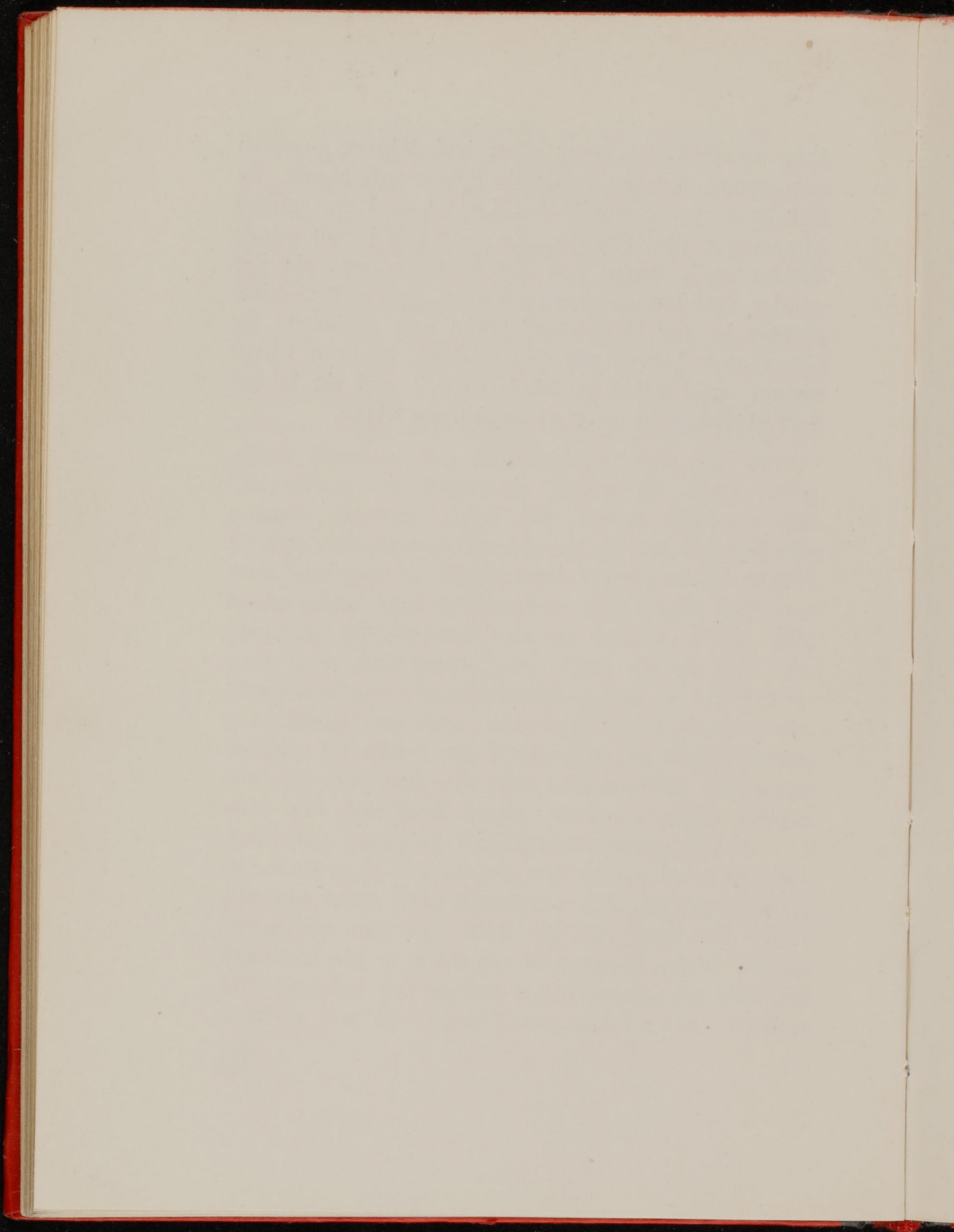
Kallimachos hub nun an zu sprechen, und obwohl,

wie er sagte, die Erinnerung an all das überstandene Ungemach den Schmerz seiner Seele verdoppele, indem er alles Leid noch einmal durchleben müsse, erzählte er doch dem Könige der Wahrheit gemäß alles, wie es sich zugetragen und wie er es erlebt und erlitten hatte von dem Augenblicke an, wo er und seine beiden Brüder von ihrem königlichen Vater Abschied nahmen, um auf Heldentaten aus-zuziehen. Und der König hörte ihm gespannt und mit großer Anteilnahme zu. Und als Kallimachos geendet hatte und sein und der schönen Chrysothoe Geschick dem gerechten und weisen Urteile des Königs anvertraut hatte, da seufzte der König tief auf vor Herzeleid; denn auch er liebte ja die schöne Chrysothoe überaus und furchtbar war ihm der Gedanke, sich von ihr trennen zu müssen. Aber er war gerecht und weise und darum beherrschte er seinen großen Schmerz und befahl, die alte Zauberin vor seinen Thron zu führen. Und die Schergen gingen und bald stand die Alte vor dem Throne des Königs. Und der König sprach zu der Alten: „Sag an, du Scheusal, du schwarzes Gefäß des Greuels, du rußig-schwarze Seele du, du boshafte Mutter böser Geister, sag einmal, aus welchem Beweggrunde und wozu hast du eigentlich dem Apfel eine doppelte Wirkung verliehen, zu töten und auch wieder lebendig zu machen? Hat dich dazu irgendjemand gezwungen, du teuflischer Dämon? Zum Andenken späterer Menschengeschlechter will ich heute die Menschheit von dir erlösen, du fleischgewordener böser Geist, du lebenvernichtendes Gespenst! Zündet eine

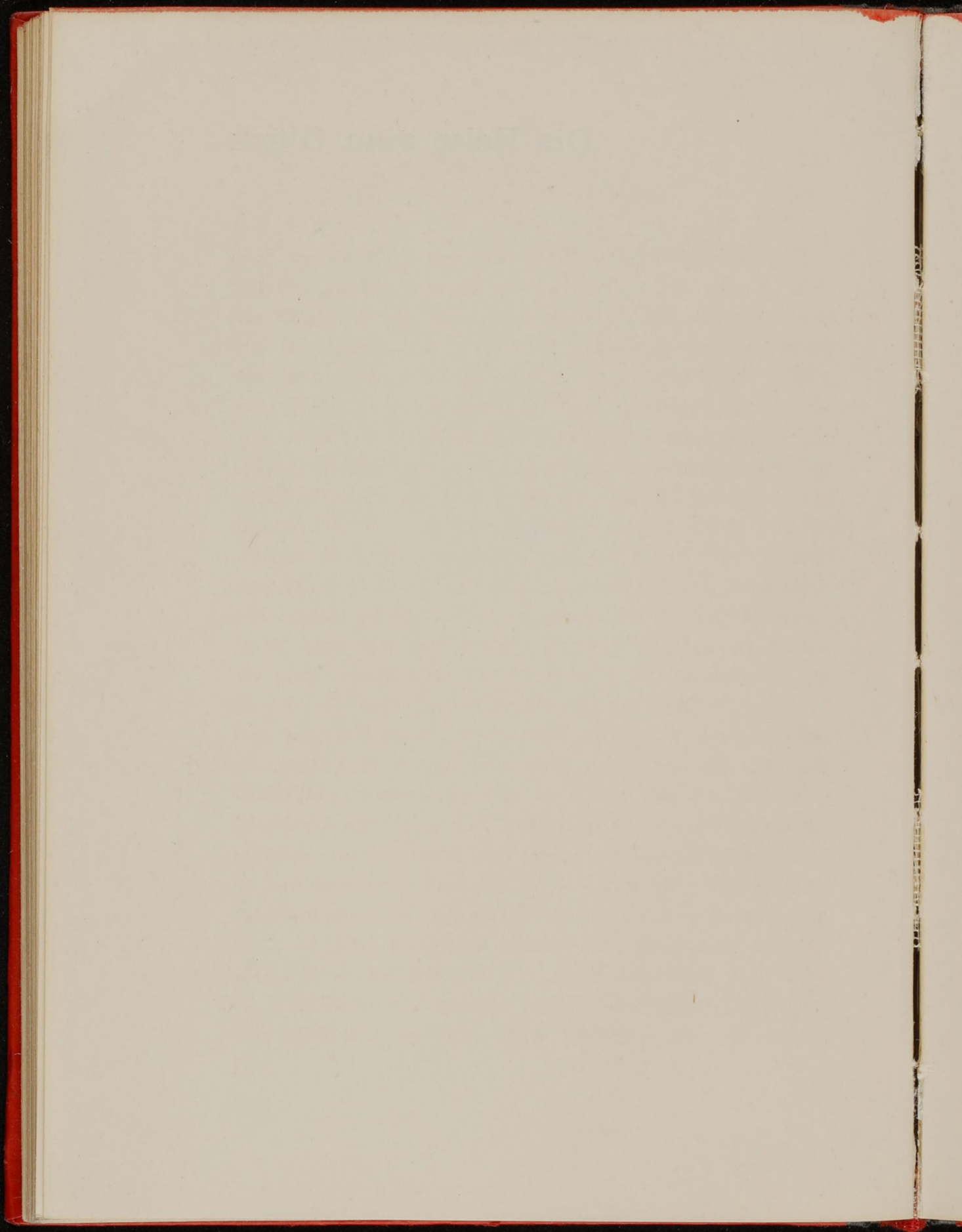
große, starke Feuersflamme an und verbrennet den Leib dieses Dämons. Ihre Seele können wir ja leider nicht vertilgen. Denn als böser Geist wird sie ja der Flamme sofort wieder entsteigen!“ Und sie ergriffen die Alte und es verging nur kurze Zeit und der Befehl des Königs war zur Tat geworden.

Den Kallimachos aber ließ der König von seinen Fesseln befreien und übergab ihn als freien Mann der Chrysochore, die mit ihren auch schon der Fesseln ledigen Armen den Hals des Herzliebsten umschlang. Und der König befahl einer Abteilung seines Heeres, den Kallimachos und die schöne Chrysochore zu begleiten, wohin sie ihren Weg nehmen würden. Und die beiden dankten dem Könige von ganzem Herzen und sie nahmen von ihm Abschied und der König blieb traurig allein zurück. Kallimachos und Chrysochore aber zogen froh und glücklich von dannen und sie nahmen ihren Weg nach dem Drachenschlosse. Und als sie auf dem Drachenschlosse angekommen waren, da sandten sie dem Könige das Heer, das sie bisher begleitet hatte, zurück. Sie selbst aber lebten nun auf dem Drachenschlosse glücklich wie einst und konnten sich ungestört und frei ihrer Liebe erfreuen. Nach einiger Zeit aber gedachte Kallimachos seines Vaters und des Auftrages, den er ihm und seinen zwei Brüdern gegeben hatte. Und er machte sich mit der schönen Chrysochore auf und hoch zu Roß und mit vielen Schätzen zog er nach der Hauptstadt seines Vaters. Und er ward von seinem Vater freudig begrüßt und erzählte ihm alle seine Taten und Leiden. Weil er

aber der tapferste unter allen drei Söhnen gewesen war, setzte ihm der Vater die Krone aufs Haupt. So war er nun der König des Landes und die schöne Chrysorhoe die Königin. Er aber gab jedem seiner Brüder auch einen Teil des Reiches, weil sie ihn wieder zum Leben erweckt hatten, und er ließ seine Brüder in der Hauptstadt leben und regieren. Er selbst aber kehrte mit der schönen Königin Chrysorhoe aufs Drachenschloß zurück und sie lebten dort glücklich in ihrer gegenseitigen Liebe.



Die Reise zum Glück



*Kylian und Doffel, 116f*

Es war einmal ein Mann, der war seit seiner Geburt unglücklich. Nichts, was er unternahm, gelang ihm, sondern alles schlug ihm fehl. Da beschloß er, seine Heimat und seine Eltern zu verlassen, und die ganze Welt bis an ihr Ende zu durchwandern, bis er zu dem Schlosse der Unglücksfee Dystychia käme. Er wollte diese böse Fee aufsuchen, um sie sich einmal anzusehen und zu wissen, wie sie eigentlich ausähe und um sie zu fragen, warum sie so viele Menschen umbringe und warum sie ihn so mit ihrem Hasse verfolge. Und eines Tages führte er seinen Entschluß aus und zog von dannen. Und er wanderte einen Monat, er wanderte zwei, sein Weg führte ihn durch unwirtliche Gebirge, aber ihm war kein Weg zu schwierig im Hinblick auf sein Ziel. Da, im sechsten Monat seiner Wanderung, als er schon Sehnsucht hatte, einen Menschen zu treffen und mit ihm zu sprechen, um ihm von seinen Mühsalen zu erzählen, siehe! da traf er in einer wilden und ganz steinigen Gegend den Dämon der Zeit, den Chronos. Chronos aber war barhaupt und trug nur ein kurzes, rotes Kleid, das ihm bis an die Knie reichte und er sah aus wie ein schöner bartloser Heldenjüngling. Er war mit einem Schwerte umgürtet und hielt in der einen Hand ein Blatt, auf das ihm die Schicksalsfrau die Namen aller derer aufgeschrieben hatte, zu denen er sich begeben sollte, um sie glücklich zu

machen und ebenso viele Namen von Menschen, die er unglücklich machen solle.

Als aber der Wanderer den Chronos sah, da erschrak er sehr; denn er glaubte, das sei der bewaffnete Gendarm des Landes, der da herumgehe, um verdächtiges Gesindel, das sich auf der Straße herumtrieb, zu töten. Und weil er fürchtete, daß der Gendarm auch ihn töten würde, so versteckte er sich vor ihm im Walde an der Straße. Dann aber fiel ihm ein, daß er doch eigentlich gar nichts vom Leben hätte, und daß er gar nichts verlöre, wenn der Gendarm ihn erschlüge, weil er doch ohnedies immer vom Unglück verfolgt war. Darum trat er aus dem Walde heraus, ging auf den Chronos zu und rief schon von weitem: „Woher kommst du, Fremdling, und wer bist du?“ Als Chronos ihn so rufen hörte, blieb er stehen und erwartete ihn. Er lehnte sich an einen Baum an, winkte ihm mit der Hand und rief: „Komm' näher her zu mir und sag' mir, woher du bist!“ Da kam der Wandersmann näher und sagte: „Ich bin ein Fremdling, den seit seiner Geburt das Unglück verfolgt. Ich habe noch keinen glücklichen Tag erlebt. Darum bin ich aus meiner Heimat ausgewandert und durchsuche jetzt die ganze Welt, um irgendwo das Schloß der Unglücksfee Dystychia zu finden. Denn ich will sie mir einmal ansehen und sie bitten, die feindliche Gesinnung, die sie gegen mich hegt, doch einmal abzulegen.“ Da seufzte der Dämon Chronos und sagte: „Wehe über den, den die Hand der Unglücksfee Dystychia in der Liste der Unglücklichen eingetragen hat! Sage mir deinen Namen

und in welchem Schloß du zu Hause bist und wer deine Eltern sind!“ Und als unser Wandersmann diese Fragen beantwortet hatte, rollte der Dämon Chronos das Blatt auf, das er in seiner Hand trug, suchte unter den Namen, die auf dem Blatte aufgeschrieben standen, nach und endlich fand er auch den Namen jenes Mannes. Aber, o weh! Er stand auf der Liste jener, die von der Fee Dystychia zum Unglücke bestimmt waren. Und Chronos sprach zu unserem Wandersmann: „Solang du lebst — merk dir, was ich sage! — kannst du der Feindschaft der Unglücksfee Dystychia nicht entrinnen!“ Über diese Worte erstaunte der Wanderer und fragte: „Wer bist du, daß du so genau weißt, ich könne nie in meinem Leben eine Änderung meines Geschickes erreichen?“ Darauf erwiderte ihm der Dämon: „Ich bin der Dämon Zeit, mein Bruder, und Chronos nennt man mich. Und von Zeit zu Zeit gehe ich in die Welt und ändere das Geschick der Menschen. Treffe ich Glückliche, die undankbar sind gegen ihr Geschick, so mache ich sie unglücklich, und setze dafür Unglückliche an ihrer Stelle ein. Treffe ich aber Glückliche, die ihr Glück mit Dank genießen, so lasse ich sie in ihrem Glück!“ „Und ich,“ fragte unser Wandersmann, „kann ich, Dämon Chronos, keine Änderung meiner traurigen Lage erzielen?“ „Nein, mein Bruder“, antwortete ihm der Dämon Chronos, „deinetwegen habe ich die Fee Dystychia gefragt und sie sagte mir, du seiest undankbar gegen sie. Übrigens weiß sie, daß du auf dem Wege zu ihr bist, um sie zu befragen.“ Da bat unser Wan-

dersmann den Dämon Chronos inständigst, er möge ihm den Weg zum Schloß der Dystychia angeben. Und Chronos gab ihm folgenden Bescheid: „Ein ganzes Jahr, Fremdling, mußt du noch wandern! Und die Straße, die du zu gehen hast, ist schwer. Sie ist gepflastert mit Bitternissen, mit Dornen bewachsen und statt der Bäume stehen Seufzer an ihren Rändern, mit Schmerzen ist sie bestreut statt mit Kies, in Flüssen strömen die Tränen über sie, und Schmerzen sind dort zu Bergen gehäuft, die Unannehmlichkeiten laufen als Fußpfade zu beiden Seiten der Straße. Und hast du diese Straße bis an ihr Ende zurückgelegt, so mußt du ein hohes Gebirge erklimmen. Wenn du von dem Gipfel dieses Gebirges absteigst, kommst du in ein liebliches Tal, dort liegt das Schloß der Fee Dystychia. Unglück hat dies Schloß gebaut, Schmerzen haben es geweiht, menschliche Leiden sind die Grundvesten der Türme. Nahe bei diesem Schlosse wirst du ein anderes noch schöneres Schloß sehen. Es gehört der Fee Eutychia, der Glücksfee. Gehe aber nicht sofort in das Schloß der Unglücksfee Dystychia hinein, sondern gehe zuerst rund um das Schloß herum und sieh dir alles genau an, was es dort zu sehen gibt! Lies, was du dort außen an der Umfassungsmauer aufgeschrieben findest und betrachte dir aufmerksam die Malereien, die dort am Tore zu sehen sein werden und verabsäume nicht, sofort mit der Torwächterin zu sprechen. Sie wird dir sagen, was du zu tun hast! Und jetzt lebe wohl, Fremdling!“ Aber unser Wandersmann ließ den Dämon Chronos

noch nicht ziehen, sondern er bat ihn noch um eine Auskunft: „Sag mir, Dämon Chronos, werde ich auf diesem meinem Wege, der ein Jahr dauern wird, gar keinen Menschen treffen, mit dem ich einmal sprechen könnte, um wieder Trost auf meiner einsamen Wanderung zu finden?“ „Nein!“ erwiderte ihm Chronos, „einen Menschen wirst du nicht treffen! Aber zu deinem Troste will ich dir etwas anderes sagen: Wenn du hier weiter gehst, so wirst du zu einem Röhricht kommen. Schneide dir dort ein Schilfrohr ab und mache dir eine Flöte daraus! Auf dieser Rohrpfefe blase, während du wanderst und du wirst aus den Weisen, die du ihr entlockst, Trost in deiner Einsamkeit schöpfen! Aber eines muß ich dir noch sagen. Das schärfe dir ein und vergiß nicht darauf: Wenn du zum Schlosse der Unglücksfee Dystychia kommst, so zerbrich die Rohrpfefe in tausend Stücke und vergrabe diese Stücke unter der Erde, damit niemand sie findet. Denn das würde dir nur Leid bringen, weil nämlich die Glücksfee Eutychia diese Schilfrohre wachsen läßt, um ihren Lieblingen, die auf ihrer Glücksliste stehen, Flöten zu schenken. Die blasen dann darauf und das bereitet ihnen Freude und macht sie glücklich. Darum aber ist die Unglücksfee Dystychia eine Feindin der Rohrpfefe und betrachtet sie mit Mißgunst. Jetzt aber habe ich dir alles gesagt, was du wissen muß. Denn ich habe Mitleid mit deinem Unglück gehabt und dich daher trösten wollen. Nun lebe wohl!“

So nahm denn unser Wandersmann Abschied vom Dämon Chronos und ging seines Weges. Und er

war sehr traurig in seinem Unglück. Da hörte er eines Tages aus der Ferne einen Menschen eine fröhliche Weise auf einer Rohrpfife blasen und da gedachte unser Wandersmann des Rates, den ihm der Dämon Chronos gegeben hatte und er sah sich um und erblickte ein Röhricht und er schnitt ein Schilfrohr ab, setzte sich nieder und schnitzte sich daraus eine Hirtenflöte. Auf dieser Flöte blies er, während er wanderte und sie tröstete ihn wie ein menschlicher Freund. Und so wanderte und wanderte er. Da traf er nach drei Monaten mitten auf seinem bösen, gebirgigen, beschwerlichen Wege ein armes, altes Weib, ohne Kopfbedeckung, mit kurzen Haaren, mit nackten Armen, zahnlos und mit unangenehm rollenden Augen, häßlich und schwarz von Angesicht. In ihrer Hand hielt sie ein Rad und um das Rad herum waren allerhand Menschengesichter abgemalt. In der anderen Hand hielt sie einen Stab, an dessen oberem Ende sich ein abgeschnittener Schlangenkopf befand. Als unser Wandersmann die Alte erblickte, begrüßte er sie: „Mütterchen, wer bist du? Woher kommst du? So allein wanderst du auf einer so schwierigen Straße?!“ Und jene erwiderte ihm: „Fremdling, ich muß staunen, wie du den Weg gut zurücklegst. Für dich ist er wirklich schwierig. Denn du hast ihn freiwillig auf dich genommen und ich weiß auch den Grund: Weil du deinem Unglück entrinnen willst. Bei mir ist das aber etwas ganz anderes: Wenn ich den Weg gehe, so bin ich an ihn gewöhnt, und für mich bedeutet er gar nichts, ich kann ihn auch laufend

zurücklegen ohne Furcht und ohne Mühsal.“ Er staunt fragte sie da wieder unser Wandersmann: „Mütterchen, bist du etwa in dieser Gegend hier zu Hause, daß du den schweren Weg mit solcher Leichtigkeit zurücklegst? Oder bist du etwa ein in Menschengestalt umgehender Dämon und durchwanderst nach deinem Belieben dieses Bergland?“ Die Alte aber sprach: „Fremdling, ich bin eine Dienerin der Unglücksfee Dystychia und sie hat mir die Menschen anvertraut, damit ich sie töte!“ Da rief der Wandersmann freudig: „Mütterchen, in all meinem Unglück betrachte ich es als ein Glück, daß ich dich getroffen habe. Sage mir, hat die Fee Dystychia über mich etwas gesagt?“ Die Alte fragte nun unseren Wandersmann nach seinem Namen, und nachdem er ihn gesagt hatte, drehte sie ihr Rad, musterte alle darauf gemalten Gesichter, studierte ihre Mienen, betrachtete sich die Stufen des Schicksales, auf denen die verschiedenen Menschen stehend auf dem Rade dargestellt waren und nachdem sie das Bild unseres Wandersmannes gefunden hatte, sprach sie zu ihm: „Du brauchst nicht betrübt zu sein! Du kannst Hoffnung schöpfen! Denn du bist schon auf der untersten Stufe des Glücks angelangt und die Stufenleiter, die du in Zukunft zu erklimmen haben wirst, ist schöner und besser als die Vergangenheit.“ „Wie kommt es aber,“ fragte da unser Wandersmann, „daß der Dämon Chronos mir sagen konnte, ich würde niemals glücklich werden, solange ich lebe und so weit ich auch die Welt durchwandern würde?“ „Laß den doch reden, was

er will," erwiderte ihm die Alte, „er kennt die Geheimnisse der Schicksalsfeen ja gar nicht. Ich kann dir nur sagen, dein Los bessert sich, das kannst du hier auf diesem Rade sehen. Wenn du aber von hier weiter gehst, so wirst du einem jungen, schönen Weibchen begegnen in einem weißen, goldverzierten Kleide mit einem Gürtel aus Perlenstickerei. Die mußt du grüßen und ihr schön tun! Denn sie wird dir sagen, was du tun sollst, um die Glücksleiter zu erklimmen. Sie ist eine Dienerin der Glücksfee Eutychia, von dieser in die Welt gesandt, um Menschen, die es verdienen, glücklich zu machen, Glückliche aber, die undankbar sind, wieder der Schar der Fee Dystychia zuzuweisen.“ Und noch einmal fragte unser Wandersmann die Alte: „Sage, Mütterchen, ist das Schloß der Glücksfee Eutychia noch weit und ist die Glücksfee Eutychia mit der bösen Unglücksfee Dystychia verwandt?“ Auf diese Fragen antwortete die Alte: „Eutychia und Dystychia sind Schwestern, und zwar ist Eutychia die ältere von beiden. Ihre Schlösser sind nicht mehr weit von hier und liegen nahe neben einander. Mach dich also jetzt auf und ziehe deinen Weg, damit du bald dein Glück findest!“

Und die beiden nahmen von einander Abschied und die Alte zog ihre Unglücksstraße, unser Wandersmann dagegen zog seinen Weg und blies während des Gehens fortwährend auf seiner Rohr-  
pfeife. Er war nicht lange gegangen, da schreckten ihn Schritte aus seiner Vertiefung in die Töne seiner Pfeife. Er blickte auf und sah vor sich jene weiß-

gekleidete holde Jungfrau, von der ihm die Alte schon erzählt hatte. Sie begrüßten einander und die Jungfrau teilte unserem Wanderer mit, daß sie von dem Zweck seiner Reise schon wisse. Sie selbst war gerade in der Welt gewesen und hatte dort die Glücklichen besucht, um Glückliche unglücklich und Unglückliche glücklich zu machen, je nachdem sie es verdienten. Auch sie riet dem Fremdling, voll Zuversicht zu sein, er werde sein Glück finden. Denn die Glücksfee Eutychia hatte ihr, ihrer Dienerin, gesagt: „Da kommt zu uns ein Unglücklicher, der schon viele Jahre von Kummer und Sorge bedrückt ist. Meine Schicksalsschwester hat ihm tausende von Bitternissen in seinem Leben bereitet.“ Und die schöne Jungfrau riet ihm noch, auf seiner Flöte weiter zu blasen und den Weg nach rechts zu nehmen, dann werde er zum Glücksschlosse gelangen.

So zog der Wanderer denn wieder weiter, immer auf seiner Flöte blasend. Und er überschritt das Gebirge und sah unter sich die schöne Ebene liegen und auf dieser das Schloß, das von den Mühsalen des Unglücks gebaut worden war. Da freute er sich, weil er das Ziel seiner Reise vor sich sah. Aber der Abstieg zum Schlosse der Unglücksfee Dystychia bereitete ihm noch viel Mühsal. Und wie er schon am Fuße des Berges angekommen war, da saß dort ein Mensch, der einen bedrückten Eindruck machte und mit Sorge den schweren und steilen Abhang emporblickte, den unser Wandersmann eben herabgestiegen kam. Auf die Frage unseres Wanderers

an jenen Bedrückten, wer er denn sei und was er da suche und worauf er warte, erzählte ihm jener bedrückte Mensch, er sei glücklich gewesen, da habe ihn die Hoffart in seinem Glücke gepackt und er habe sich hinreißen lassen, die Unglücksfee Dystychia zu verhöhnen. Darum seien jetzt Martern über ihn verhängt worden; so müsse er den steilen Unglücksabhang hinaufklettern, an dessen Fuße er nun sitze, um den Aufstieg zu beginnen. Er war von der Glücksstufe, auf der er stand, heruntergestürzt und stand nun auf der Liste der Unglücksfee Dystychia. So trafen sich da am Fuße der Bergwand zwei Wanderer, deren Lebensweg entgegengesetzt verlief. Der eine kam vom Glück und mußte ins Unglück ziehen, unser Wandersmann dagegen hatte die schwere Straße des Unglücks hinter sich und strebte nach dem Glück.

Und so trennten sie sich wieder, und der eine begann traurig den Abhang hinaufzuklimmen, von dem unser Wandersmann gerade heruntergekommen war, der andere aber setzte seinen Schritt in die Ebene und erreichte zuerst das Schloß des Dämons der Zeit, des Chronos. Es war ein achteckiger Bau, ganz aus Marmor aufgeführt. Am Tore war ein Bild gemalt: Da saß die Schicksalsfrau und ihr zu Häupten stand Chronos, der Dämon der Zeit. In der Hand hielt er ein Buch und zu seinen Füßen war ein Rad dargestellt. Rund um das Rad herum waren menschliche Gesichter gemalt und auf dem Rade standen die Worte zu lesen: „O Dämon Chronos, du König des Schlosses und Gehilfe der Schicksalsfrau!“ Und

zu Füßen der Schicksalsfrau saß auf dem Bilde eine männliche Menschengestalt, wild von Angesicht und streng zu schauen. Seine Hände waren gefesselt und er blickte empor zur Schicksalsfrau, um ihre Befehle entgegenzunehmen. Und dieser Gestalt stand ihr Name beigeschrieben. Er lautete „Empodimos“, das heißt der Dämon der Behinderung, der im Auftrage der Schicksalsfrau dem freien Willen der Menschen Einschränkungen auferlegt. Und rund herum um das Bild standen die Worte zu lesen: „Schicksalsfrau und Zeitdämon und Schicksalsrad und Einschränkung des Willens durch das Schicksal.“

Nachdem unser Wandersmann sich dieses Bild am Tore betrachtet hatte, klopfte er, es ward ihm aufgetan und er gab den Grund seines Kommens an. Der Pförtner wies ihm sogleich den Weg zum Schloßherrn, dem Zeitdämon Chronos. Der unglückliche Wanderer erwies dem Zeitdämon Chronos seine Reverenz und er sah ihn auf seinem Throne sitzen und zu beiden Seiten von ihm standen die zwölf Monate des Jahres und auch die Wochen des Jahres waren da. Und mit gefalteten Händen fiel unser Wanderer vor dem Throne zu Boden und sprach: „Chronos, König dieses Schlosses und Gehilfe der Schicksalsfrau, Herr, werde du jetzt mein Helfer, darum bitte ich dich! Werde mein Fürsprecher bei der Unglücksfee Dystychia! Sage ihr, daß ich schon lange Jahre im Unglück lebe und daß ich deswegen ein Fremdling in meiner Heimat geworden bin, um zu ihr herzureisen und sie zu bitten,

ihren Groll gegen mich aufzugeben und mir eine Änderung meines traurigen Geschickes zu gewähren.“ Chronos erwiderte gütig und tröstete den Fremdling damit, daß er schon wisse, ihm stehe eine günstige Schicksalsänderung bevor. Unser Fremdling dankte dem Chronos und bat ihn zu bedenken, daß er sein trauriges Los nicht mehr weiter tragen könne. Auch der Feuerstein, den man schlägt, kennt keine Furcht. Und doch sprüht er oft Funken vor Schmerz. Und was gibt es denn Stärkeres und Härteres als den Feuerstein? Und da sollte der Mensch nicht soviel Gefühl im Leibe haben, daß er sagen sollte, was er leidet? Und Chronos hatte Mitleid und er setzte sich hin und schrieb mit seiner Hand einen Empfehlungsbrief auf eine um einen Stab zu wickelnde Papierrolle: „Meine Herrin, Unglücksfee Dystychia, der Fremdling, den Du mit Unheil heimgesucht hast, ist jetzt vor Dir erschienen; er bittet Dich inständigst, irgendetwas für ihn zu tun, damit er nicht mehr soviel leiden muß. Und mich, meine Herrin, hat er zum Mittelsmann genommen. Darum bitte ich Dich zugleich mit ihm, habe Mitleid mit ihm, bedenke die weite und beschwerliche Wanderung, die er hierher zu Dir unternommen hat. Berge, die noch nie jemand überklettert hat, die hat er überwunden, bloß um zu Dir zu gelangen. Denk an all seine Mühsal und leichtere milden Sinnes sein Los! Dies schrieb ich, Dein Sklave Chronos, Deiner Herrlichkeit!“

Dankbar nahm unser Fremdling diesen Empfehlungsbrief und eilte damit zum Schlosse der

Dystychia. Das Schloß hatte vier Tore. Das eine war dazu bestimmt, die Unglücklichen eintreten zu lassen, das andere sie als Glückliche, von der Last des Unglücks Befreite hinauszulassen. Und über dem ersten Tore standen die Namen aller Menschen aufgeschrieben, die ins Unglück geraten waren und das Datum, wann ihr Unglück seinen Anfang nahm. Auch Bilder waren über dem Tor gemalt. Da war ein Baum dargestellt mit Ästen, die sich zur Erde neigten. Um den Stamm des Baumes ringelte sich eine Schlange, die ihren Mund gegen den Baum zu weit aufsperrte. Und oben saß in der Höhlung des Baumes, der da gemalt war, jene leidbringende Unglücksfee Dystychia, in die eine Hand stützte sie ihre Wange, mit der anderen stützte sie sich auf die Höhlung des Baumes. Man sah ferner, wie vom Wipfel des Baumes Honig herabträufelte und in den Schlund des Drachen fiel. In der Mitte aber zwischen dem Drachen und der Unglücksfee war ein Mensch dargestellt, der sich mit seinen Händen an den Zweigen des Baumes festhielt und von dem Bestreben erfüllt war, etwas von dem herabtropfenden Honig zu erhaschen. Auch eine Inschrift befand sich bei dem Bilde und die besagte folgendes: „Der Drache ist die Zeit, der Baum versinnbildlicht das Leben, der süße Honig, der herabträufelt, ist die Lust der Welt. Oberhalb des Lebens siehst du das Unglück. Mitten aber zwischen dem Unglück, der Zeit und dem Leben erkenne den Menschen, wie er da steht und immerfort an nichts anders denkt, als wie er einen Tropfen Honig einfangen könnte, damit

er in seinen Mund träufelt.“ Und darunter stand geschrieben: „Dies ist das Tor zum Unglück.“

Aber auch über dem anderen Tore, das die Glücklichen hinausließ, war ein Bild. Auch dort war ein Baum gemalt, ganz ähnlich wie der andere. Aber am Stamm des Baumes stand nur ein Mensch und er trat dem Drachen unter sich auf den Kopf und schlürfte den Honigtropfen, der vom Baume herabträufelte. Und er blickte stolz herab in die Höhlung des Baumes. Dieses Tor aber trug rund herum die Inschrift: „Wehe über den, dem die Fee Dystychia bestimmt hat, durch die Unglückspforte einzugehen! Freude über jenen, dem es von ihr erlaubt wurde, stolz und kühn hier wieder herauszugehen!“

Die beiden anderen Tore aber waren zugesperrt, aber auch sie mit Bildern verziert. Über dem dritten Tore war folgendes Bild zu sehen: Da saß die Unglücksfee Dystychia und vor ihr saß ein Mensch ohne Haare. Vollständig kahlköpfig war er, nur auf seiner Stirne wuchsen wenige Haare. Aber auch diese war er gerade im Begriffe sich auszureißen. Rund um ihn herum stand eine große Menschenmenge und aller Augen waren auf die Unglücksfee Dystychia gerichtet. Auch das vierte Tor war ebenso bemalt wie die anderen. Da war Chronos, der Zeitdämon, dargestellt, wie er gerade anmutig und voller Freude mit einem Ball spielte. Er stand auf dem Bilde aufrecht da und mit seiner einen Hand drehte er den Ball.

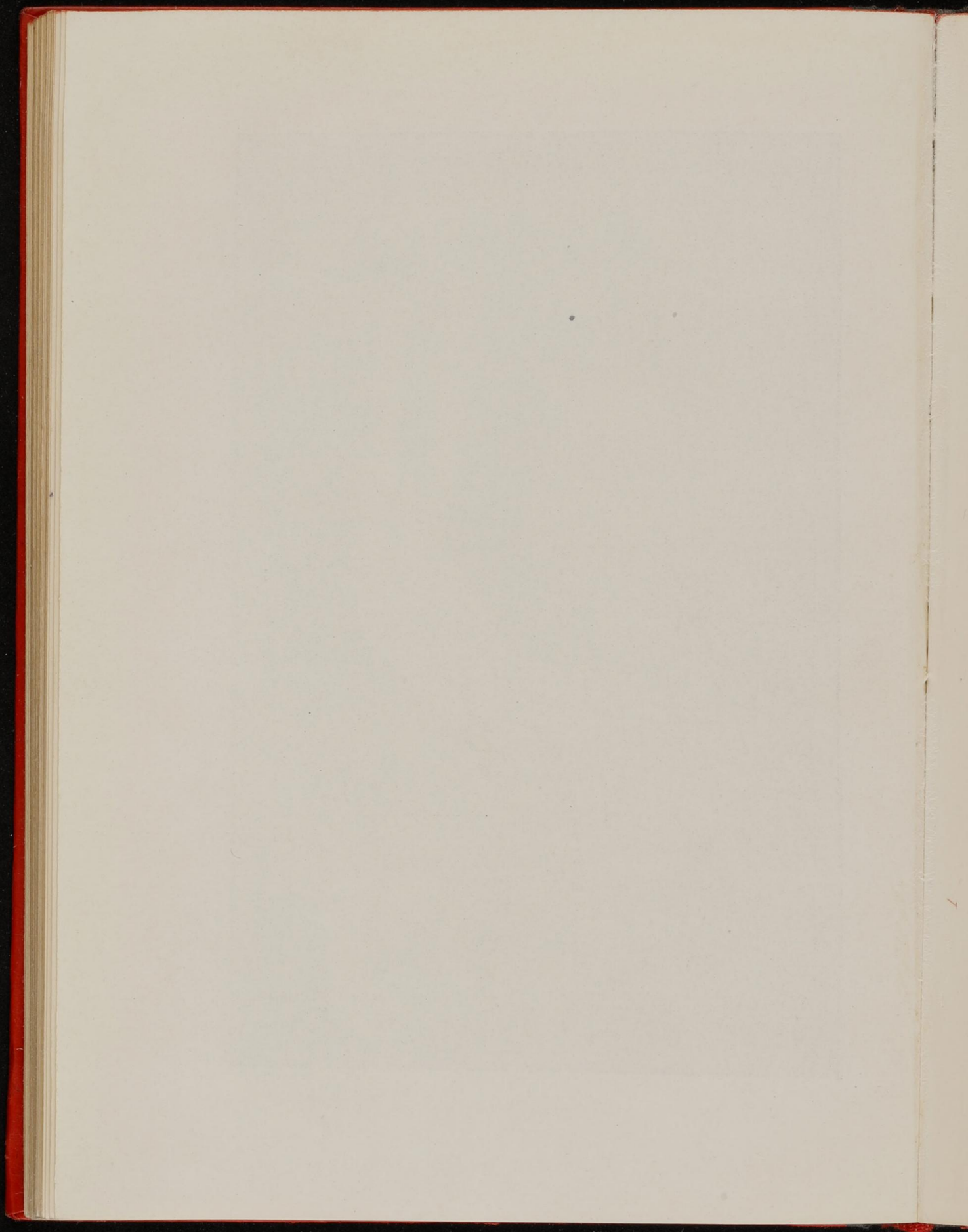
Nachdem unser Wandersmann die Runde um das ganze Schloß gemacht und alles bewundert und sich

besonders die Bilder angesehen hatte, eilte er dem Tore zu und rief nach der Pförtnerin. Die Pförtnerin öffnete sofort das kleine Nebentor, steckte ihren Kopf heraus und sprach unseren Fremdling folgendermaßen an: „Wer bist du, mein Bruder, und woher kommst du hierher?“ „Mütterchen,“ jener darauf, „ich bin ein Fremdling, geplagt von unsäglichen Leiden.“ „Von was für Leiden wirst du geplagt? Bist du etwa einer aus der Schar unserer Fee Dystychia?“ „Du hast’s richtig getroffen, Mütterchen! Von schwerer Bitternis ward ich im Leben gequält. Und jetzt will ich deinem Gedächtnis anvertrauen, was du drin deiner Herrin sagen sollst!“ „Und was soll ich ihr denn sagen, um ihre Erinnerung an dich aufzufrischen?“ „Sag ihr: Draußen steht ein Mann, den du von seiner Geburt an mit Bitternis überhäuft hast. Dem du nur Unglück und Mühsal sandtest. Er ist gekommen und will dich kennen lernen. Er bringt auch ein Brieflein von Chronos mit, worin dieser dich bittet, du mögst dich des Fremdlings erbarmen!“ „Lieber Fremdling, warte, ich will hinaufgehen und sie aufsuchen und ihr diese deine Bitte vortragen.“ Nach diesen Worten eilte die Pförtnerin hinauf, ihrer Herrin die Botschaft zu bringen. Aber dazu kam es gar nicht. Denn die Fee Dystychia wußte schon von selbst, daß der Fremdling vor dem Tore stand und sie schickte sofort eine andere Dienerin hinunter, die unserem Fremdling zurief: „Öffne selbst die Pforte!“ Unser Wandersmann öffnete das Nebenpförtchen und stand vor der Dienerin, der er seine Verehrung

erwies, und sie faßte ihn an der Hand und sprach zu ihm: „Folge mir!“ Und sie führte ihn in ein Zimmer und hieß ihn da warten, bis sie die Herrin benachrichtigt hätte. Nicht lange mußte er warten und sie winkte ihm wieder, ihr zu folgen.

Und unser Fremdling trat in einen Saal ein und da sah er auf einem Throne die Fee Dystychia sitzen. Furchtbar war sie zu schauen. Streng blickte sie drein, so daß man glauben konnte, sie sei erzürnt. Sie war eine Frau in reifen Jahren und schien aus einer anderen Zeitperiode zu stammen. Auf ihrem Haupte trug sie eine schwarze Mütze und gekleidet war sie in ein schwarzes Gewand mit engen Ärmeln. Aber im Antlitz war sie anmutig und schön. Eine große Masse von Menschen war dort in dem Saale versammelt. Es waren lauter Unglückliche, Bittsteller, Leute, die um ihre Befreiung baten. Sie standen zu beiden Seiten des Thrones der Unglücksfee. Als Dystychia den Wandersmann erblickte, forderte sie ihn gütig auf näher zu treten. Er aber faltete seine Hände und fiel vor der Fee zu Boden und begann zu weinen und sprach: „Erbarme dich dessen, den du mit Bitternis überhäuft hast, Herrin Dystychia! Habe Mitleid mit dem, den du seit seiner Geburt bedrücktest! Aus dem Vaterlande hat mich mein Unglück vertrieben. Tue etwas für mich! Sei gnädig!“ Sie aber befahl ihm aufzustehen und er stand da mit gesenktem Haupte und harrte seines Schicksalsspruches. Die Fee aber sprach mit strengem Angesicht und zornig-hochmütigem Blicke: „Was hast du immer, Fremdling, gegen mich und warum





schmähst du mich abertausendmal? Was habe ich dir getan, daß du mich beschimpfest und kränkst? Woher kennst du mich denn, Mensch, und wagst es, mich zu verspotten? Warum nennen deine Lippen mich unverschämt, mein Guter, und warum konntest du nie schweigen, sondern mußtest immer mit mir hadern? Sprich, mein Bruder, antworte mir, wieso du behaupten kannst, daß ich dir Unrecht tue?“ Der Fremdling erwiderte: „Herrin! Herrscherin! Siehe! Zähle und bedenke doch die vielen Jahre, die du mir mein Leben schon verbittert hast und während denen ich kein Glück sah! Und wenn ich ein Felsklotz wäre und erduldet das, was ich erduldet habe, wahrlich! Ich müßte mich auflehnen gegen das Bittere, was mir widerfahren ist!“ „Fremdling!“ sprach darauf die Fee. „Stelle dir vor, du wärest glücklich und reich zur Welt gekommen und würdest nun heute unglücklich! Dann gäbe es kein Wort darüber zu verlieren! Nun aber bist du doch unglücklich geboren und seit deiner Geburt immer in derselben Lage gewesen, in der du dich heute befindest! Worin tue ich dir also Unrecht und warum schmähst du mich?“

Da zog unser Wandersmann den Empfehlungsbrief hervor, den Chronos ihm mitgegeben hatte, und überreichte ihn der Fee. Sie öffnete ihn lächelnd und las ihn schnell, und nachdem sie ihn zu Ende gelesen hatte, überreichte sie ihn einer Dienerin und sprach wieder lächelnd zu unserem Wandersmann: „Der Vermittlung des Chronos zuliebe will ich dich von jetzt ab begnadigen. Nimm hier dieses Schreiben

und geh' hinüber zu meiner Schwester. Von ihr wirst du deinen Rang auf der Glücksleiter in Empfang nehmen!“ Und zu einem ihrer Diener sprach sie: „Lauf' hinaus vor die Mauer und lösche den Namen dieses Unglücksmenschen aus!“

Und unser Wandersmann nahm den Brief, verabschiedete sich in Ehrfurcht von der Fee und ging schnell aus dem Schloß der Fee Dystychia hinaus. Flink eilte er dem nahe gelegenen Schlosse der Glücksfee Eutychia zu. Aber er vermochte seine Neugierde nicht zu bezähmen, sondern öffnete unterwegs den Brief, den ihm die Unglücksfee mitgegeben hatte und las: „Diesen Fremdling, den du hier vor dir siehst, liebe Schwester, habe ich Jahre hindurch Unheil erdulden lassen. Darum hat er jetzt die Wanderung zu mir unternommen. Bevor er aber zu mir kam, hat er den Chronos besucht und seine Vermittlung erbeten. Dieser bat mich, mich des Fremdlings zu erbarmen, auf daß er sich ein wenig von dem Unheil der letzten Zeiten erholen könne. Dem Chronos zuliebe habe ich mich seiner erbarmt und ihn aus der Liste meines Unglücksgefolges streichen lassen. Wenn du also mit ihm irgend etwas vor hast, so tue das unbehindert!“ Und darunter stand ein Siegel und die Aufschrift lautete: „Brief der Dystychia an die Eutychia persönlich.“ Da freute sich unser Wanderer und hurtig näherte er sich der Mauer des Glücksschlusses, auf der die Namen der Glücklichen aufgeschrieben waren. Auf seinen Ruf öffnete ihm die Pförtnerin sofort und führte ihn hinauf zur Schloßherrin, der Glücksfee Eutychia.

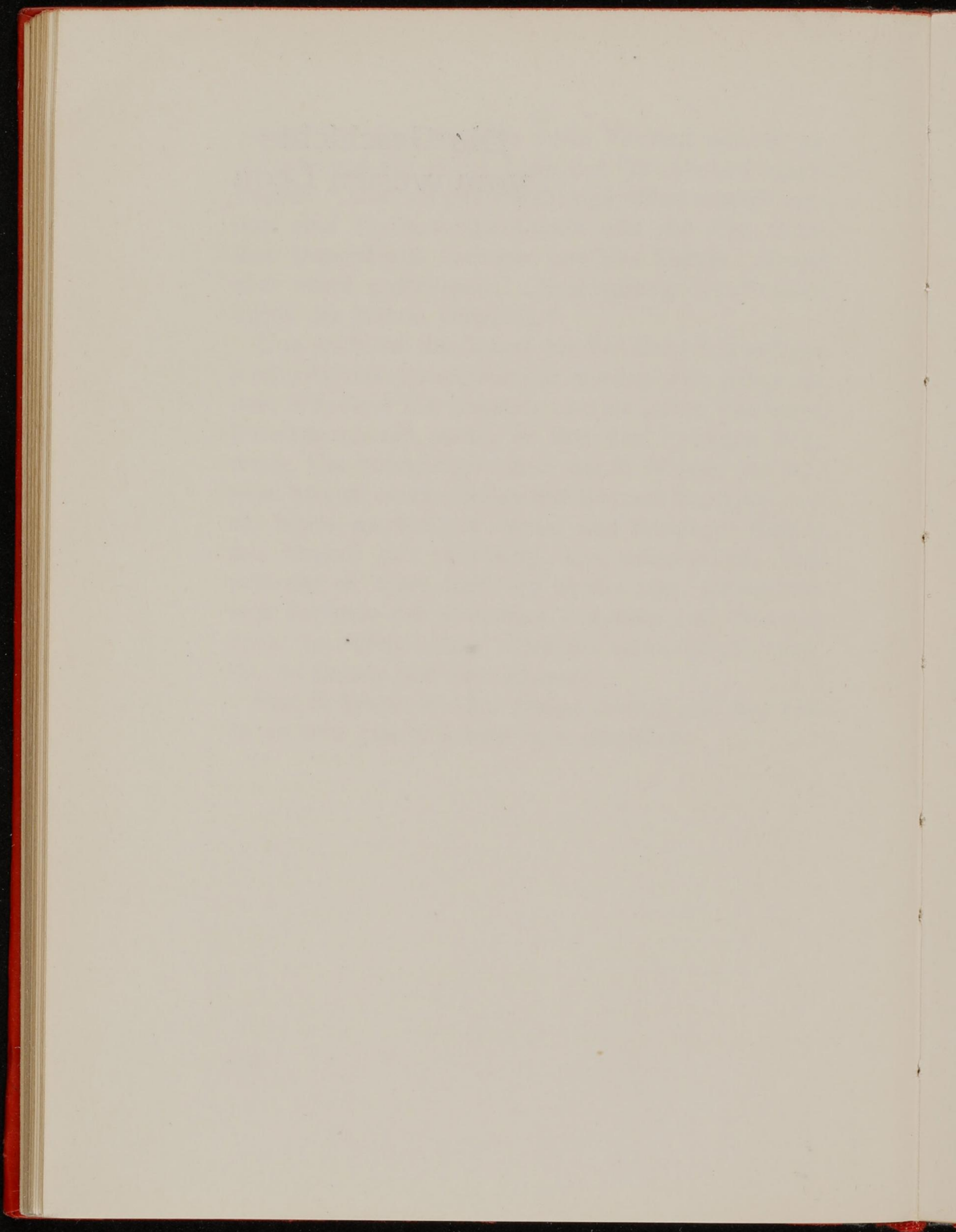
Sie saß behaglich auf ihrem Throne, umringt von ihrem Gefolge der Glücklichen. Und er warf sich ihr zu Füßen und flehte sie an, ihn in die Liste der Glücklichen einzutragen. Die Fee begrüßte ihn herzlich, sprach ihm Mut und Hoffnung zu und fragte ihn, ob er als ehemaliger Untertan ihrer Schwester Dystychia ein Entlassungsschreiben von dieser mitgebracht habe. Freudig rief er „Ja!“ und überreichte der Fee das Schreiben, da trat eilig ein Bote in den Saal und überbrachte von der Unglücksfee Dystychia die Meldung: „Sofort möge der Fremdling umkehren und ins Schloß der Dystychia zurückkommen! Du sollst ihn auch nicht eine Stunde zurückhalten!“ Unser Fremdling glaubte bei dieser Botschaft zu Eis erstarren zu müssen. „Weh’ mir Elendem!“ rief er, „was will sie denn schon wieder von mir?“ Aber die Botschaft der Fee Dystychia lautete weiter: „Eine Rohrpfife des Glückes hat er sich ohne meinen Willen geschnitzt! Und als er in mein Schloß kam, da hat er die Glücksrohrpfife zerbrochen und in seinem Busen die Stücke verborgen. Und eines der Stücke ist ihm aus seinem Busen herausgefallen und einer aus meinem Gefolge hat es mir eben überreicht. Und ich bin daher in Zorn geraten und ich verfüge: Man stelle ihn mir zurück und man nehme ihm mein Entlassungsschreiben weg! Schleunigst kehre er wieder in mein Schloß zurück!“ Die Fee Eutychia aber sprach zum Boten ihrer Schwester: „Geh’ nach Hause und sag’ meiner Schwester: ‚Der Unglückliche, den du mir zusandtest, ist bei mir erschienen und hat mir dein Entlassungs- und Empfehlungsschreiben über-

reicht. Ich habe ihm die volle Freiheit wieder geschenkt und ihn in die Liste der Glücklichen eingetragen!“ Und sie gab Befehl und sofort schrieb man ihm eine Freilassungsurkunde und die Fee setzte ihre Unterschrift darunter und das Datum. Hinten aber stand geschrieben: „Besiegelung der Freiheit durch die Herrin Eutychia.“

Und nachdem das Siegel der Fee Eutychia auf den Freiheitsbrief daraufgedruckt worden war, gaben sie dem Wanderer die Urkunde und sie gaben ihm einen Geleitmann mit, damit er ihm den richtigen Weg weise. Die Straße aber führte durch Wiesen und war eben und zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt und sie führte an Quellen vorbei und frischem Wasser und überall gab es Plätze, sich auszuruhen. Und während er diese liebliche Straße zog, tönten ihm vom Schlosse der Glücksfee Eutychia aus Stimmen nach, die riefen: „Zieh' glücklich deiner Straße, zieh' sie, du Reiner und Glücklicher!“

Und so kehrte er nach Hause zurück und war von da an sein ganzes Leben lang glücklich.

Die Geschichte  
vom weisen Leon



Es lebte einmal ein Mann in Konstantinopel, der hieß Leon. Er war reich und mächtig, angesehen und geehrt. Er führte ein sehr glänzendes Leben, hatte Söhne und Töchter und war klüger als alle anderen. Außerdem war er edlen Herzens, war weder ein Dieb, noch ein sittenloser Mensch, noch ein Hazardspieler, wie seine Umgebung. Nur ein tüchtiges Mundwerk hatte auch er, und zwar war er in diesem Punkte den größten Schwätzern und Fabulisten seiner Umgebung überlegen. Er hatte einen weißen Bart und war gut gewachsen. Er besaß ein geradezu unbegrenztes Vermögen. Wer wäre imstande aufzuzählen, was der Herr Greis — er war nämlich schon ein Greis — alles besaß?! Der Herr Leon — später bekam er den Beinamen der arme Leon — nannte tausend Kamele sein eigen und dazu tausend Kameltreiber. Ferner hatte er gegen siebenhundert Schafe und die Zahl seiner Ziegen war so groß wie die Zahl der Sterne am Himmel. Kein Mund, keine Zunge kann es aussprechen, kein Herz ahnen, was dieser gute, kleine Greis alles besaß.

Aber weil doch nun einmal der böse Feind das Menschengeschlecht bekriegt, so erregte er auch gegen jenen einen Krieg der Armut. Zur Zeit seiner Lebenstage nämlich kamen räuberische Araber und die Hunde raubten die Gegend aus, wo er wohnte. Die Kamele raubten sie ihm und die Esel, die Schafe

und die Ziegen, die Rinder- und die Schaffhirten. Das eine schleppten sie hinweg, das andere wieder aßen sie an Ort und Stelle auf, wieder anderes brachten sie um. Da geriet der Greis mit seinen Söhnen in große Armut. Aber sie wußten nicht, was sie gegen die Armut tun sollten, weder er selbst, noch seine Söhne. Und an einem der Tage nun versammelten sich vor ihm seine Söhne und Töchter, seine Schwiegersöhne mit ihren Kindern, und sie sagten zum guten Vater: „Erleuchte uns und gib uns Aufklärung! Gib uns deine Anweisungen, damit wir darnach leben können!“ Als der Herr das sah, der arme, kleine Greis, da brach er in Tränen aus und schnaubte und schluchzte und seine Seele geriet aus ihrer Ruhe. Und dann gab er ihnen die Aufklärung: „Höret, meine Kinder! Ich war ein kluger Mann und saß als Richter zu Gericht. Aber nie ließ ich mich dazu herbei, nach der Liebe des Kaisers zu streben, in seinem Palaste zu leben und mein Leben als einer der Seinigen zu verbringen. Denn, wie wenn, meine lieben Kinder, große Kälte eintritt, und es sitzen rund herum um den warmen Ofen die Kleinen mit den Großen und wärmen sich da alle zusammen — und dann geschieht es wohl, daß ein Funken aus dem Ofen herausspringt, der verbrennt dann die Bärte jener, die dem Ofen am nächsten saßen: so steht's, meine Kinder, mit der Liebe der Herrscher. Die ihm zunächst stehen, die erquickt sie, aber wenn die Herrscher in Zorn geraten, dann schneidet die Liebe jenen die Bärte ab und schmäht sie öffentlich und läßt sie kahl scheren und ohrfeigt sie ab und ver-

bannt sie. Jetzt habt ihr gehört, meine lieben Kinder, wie die Herrscher die Sklaven ehren, die sie sich halten. Und trotzdem will ich euch jetzt etwas sagen, Kinder! Bindet mir meine Hände hinten auf dem Rücken zusammen und führet mich zum Kaiser und verkaufet mich schnell für fünftausend! Und scheuet euch nur ja nicht, sondern tuet, was ich euch sage!“

Da fingen die Kinder zu weinen und zu klagen an. Trotzdem ergriffen sie den Greis und banden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen und führten ihn zum Kaiser. Und der Kaiser hörte davon und er schickte seinen Logotheten, den Vorsteher seines Palastes und seiner Schätze, und der prüfte, wie es denn mit dem Handel stehe. Und er fragte, was denn der Greis verstehe. Da sagten ihm die Söhne des Greises: „Drei schöne Künste versteht er: erstens kennt er die Natur des Menschen, zweitens die Natur des Goldes und der edlen Steine, drittens versteht er sich auf Pferde.“ Da fragte der Logothet, wie teuer sie ihn denn verkaufen wollten. Er wolle das dem Kaiser mitteilen. Sie sagten ihm: „Fünftausend rote Goldfuchse ist er wert!“ Und da trat der Logothet näher an den Greis heran und sprach zu ihm: „Ist das wahr, was diese von dir sagen?“ Der Greis antwortete und sprach zum Logotheten: „Ich alter Mann bin soviel wert, wie diese sagen! Gebt nur die fünftausend roten Goldfuchse und nehmt mich! In Wirklichkeit bin ich ja noch viel mehr wert. Aber meine Kinder wissen ja selbst nicht, wieviel ihr Vater wert ist!“ Da ging der Logothet zum Kaiser und erzählte ihm von der Sache und der Klugheit und dem Preise

des Greises. Und der Kaiser befahl dem Logotheten, den Greis zu kaufen. Der Logothet bezahlte also den geforderten Preis, nahm den Alten und führte ihn vor den Kaiser, damit er ihm als seinem neuen Herrn seinen ehrerbietigen Gruß darbringe. Der Kaiser aber ließ den Greis ins Gefängnis werfen und befahl dem Kellermeister, dem Greise einen Zwieback im Tage zu reichen und ihn einmal trinken zu lassen. Denn der Kaiser hegte den Argwohn, daß unser Greis ein nichtswürdiger Bauerntölpel sei und der Sohn eines gemeinen Weibes von niedriger Herkunft.

In jenen Tagen kam ein Handelsmann, ein Syrer seiner Abstammung nach, an den Hof des Kaisers. Er brachte einen wunderschönen Stein mit sich. Wer hätte nun sagen können, welchen Wert der Stein wohl haben konnte? Es kamen die Juweliere und die Goldschmiede, die Fürsten und die Wechsler und sie sprachen zum Kaiser: „Schön ist der Stein und gut! Du solltest ihn in die Krone deines heiligen Reiches einsetzen lassen!“ Da zahlte der Kaiser sechzigtausend Silber- und Goldstücke für den Stein und kaufte ihn und hielt ihn in hohen Ehren. Aber in der Nacht fiel ihm ein, er könne den Stein auch dem Greise zeigen. Und in der Frühe ließ er nach dem Greise schicken und man brachte den armen Leon in den Palast.

Höre jetzt einmal von der Rohheit des Kaisers! Er befahl dem armen greisen Leon, sich neben dem Herde in die Asche zu setzen! Dann brachte man den Stein daher und zeigte ihn dem Greise. Und die Bulgaren und die Tataren fingen an, ihn auszulachen.

Und man fragte den Greis: „Sieh' dir einmal hier diesen Stein an, Alter; sag', wie viel er wert ist!“ Da antwortet ihnen der Greis: „Drei taube Nüsse ist er wert!“ Der Kaiser hörte das und glaubte, das sei sein Tod. Der Greis aber sprach zu ihm: „Warum gerätst du in Zorn, warum erschrickst du denn da? So viel, mein Herr, ist er wert und ich habe dir die Wahrheit gesagt. Gib einmal acht, Herr Kaiser! Der Stein, den alle so preisen, hat einen Wurm in seinem Innern. Wenn nun der Sommer kommen wird und mit ihm die heißen Tage, dann wird der Wurm anfangen, sich durch den Stein durchzufressen. Und ich sage dir, wenn du es mir nicht glauben willst, so befehl deinem Edelsteingraveur, so befehl deinem Goldschmied, daß sie den Stein durchsägen und dann wirst du es erkennen, ob ich ein Lügner bin!“

Da befahl der Kaiser und es kam sein Großedelsteingraveur und der machte sich daran und zersägte den Stein. Und er fand einen Wurm darin, der den Stein zernagte. Der Kaiser aber geriet außer sich und er war voll Erstaunen darüber, wie der Greis das hatte wissen können, daß da ein Wurm im Innern des Steines war.

Und sie nahmen den Greis wieder und sie führten ihn in sein schwarzes Gefängnis und der Kaiser befahl dem Kellermeister, er solle dem Herrn Greis zwei Zwiebacke im Tag reichen und zweimal zu trinken geben.

Es verging wieder einige Zeit, da brachten Händler ein Pferd auf den Markt, um es zu verkaufen. Das hörten die Großen des Hofes, die hohen Beamten, und sie sprachen zum Kaiser: „Kaiser, Kaiser! Han-

delsleute haben ein Pferd auf den Markt gebracht, um es zu verkaufen.“ Der Kaiser aber sprach zu ihnen: „Nehmt den kleinen Greis mit euch, damit er sich das Pferd ansehe, und wenn es schön, gut und preiswert ist, dann kaufet es!“ Da gingen die Großen des Hofstaates und sprachen zu dem kleinen Greise: „Greis, Greis, kleiner Greis, Handelsleute haben ein Pferd auf den Markt gebracht, um es zu verkaufen. Und der Kaiser hat befohlen, wir sollen dich mitnehmen auf den Markt, damit du dir das Pferd ansiehst, ob wir es kaufen sollen!“ Da erhob sich der kleine Greis und sie gingen auf den Markt und fanden dort den Handelsmann und der kleine Greis sagte zu ihm: „Handelsmann, Handelsmann, ich habe erfahren, daß du ein Pferd hast und es auf dem Markte verkaufen willst. Führe es uns doch einmal vor, damit wir seine Art erkennen!“ Der Handelsmann führte das Pferd vor und der kleine Greis sagte zu ihm: „Reite einmal auf dem Pferde, lenke es hierhin und lenke es dorthin!“ Der Pferdehändler tat dies und der kleine Greis sprach: „Dickbeinig, hartmistig, langsam beweglich auf der Straße! Das Pferd ist als kleines Füllen als Waise nach seiner Mutter zurückgeblieben und man gab es einem Rinderhirten in Obhut und da bekam es Kuhmilch zu trinken und darum hat es das Benehmen einer Kuh angenommen.“ So sprach der Greis und man prüfte den Sachverhalt und erkannte, daß er wieder die Wahrheit gesprochen hatte. Zum Lohne ward seine tägliche Eßration erhöht, er bekam drei Zwiebacke im Tage und dreimal zu trinken.

Und wieder verging einige Zeit, da brachte man ein wunderschönes Mädchen in den Palast des Kaisers und wollte den Kaiser mit diesem Mädchen vermählen. Sofort gedachte der Kaiser des Greises und er sandte nach ihm und man brachte ihm den Greis. Und man zeigte dem Greise das Mädchen, damit er mitteile, welcher Art und Abstammung sie sei. Der Greis aber bat, man möge ihn und das Mädchen in einem Raume des Palastes allein lassen. Dies wurde ihm gestattet und der Greis nahm das Mädchen und er ging mit ihm in einen abgesonderten Raum des Palastes, die beiden ganz allein, der Herr Greis und das Mädchen. Dort befahl er ihr, sie möge sich ausziehen und das Mädchen zog sich aus. Sie schämte sich nicht ein bißchen, wie man es von ihr als einer Jungfrau doch hätte erwarten sollen. Und der kleine Greis sprach zu ihr: „Dreh’ dich um und dreh’ dich wieder zu mir!“ Das tat sie und der Greis entließ sie daraufhin. Dann ging er zum Kaiser und dieser sprach zu ihm: „Komm, Greis, Herr Greis! Erzähle mir, was du an dem Mädchen herausgefunden hast!“ Der Herr Greis aber antwortete dem Kaiser: „Wenn es etwa deine Absicht sein sollte, dieses Mädchen, nach dem du mich fragst, zu heiraten, so werden dir Hörner wachsen am Hofe deines Reiches. Denn dieses Mädchen ist ein Sprößling und Same des Teufels. Sie ist der schlechte Sproß eines Muselmannes und einer gemeinen Frau.“

Als der Kaiser dies hörte, ward er traurig, weil er das Mädchen verlieren sollte, deren Schönheit so groß war. Und er stellte genaue Erkundigungen an

und er erfuhr, wer ihre Eltern waren und woher sie stammte. Und er erkannte wieder, daß der Greis die Wahrheit gesprochen hatte. Wieder pries er Gott, daß er ihn vor Unheil bewahrt und aus den Händen des Teufels gerettet hatte.

In seiner großen Freude nahm der Kaiser den Greis, seinen guten Vater, zur Seite und bat ihn: „Sag' nun auch mir meine Abstammung, damit ich weiß, woher ich stamme!“ Der Herr Greis aber antwortete ihm: „Ich fürchte für meinen Kopf, ich fürchte für meinen armseligen Körper, ich fürchte, daß du mir mein Leben nimmst, daß du mich meines Lichtes beraubst, des Lichtes meiner Augen!“ Da schwur ihm der Kaiser bei der Sonne und bei dem Mond, bei seinem Reiche und bei seinem Haupte, daß er ihn weder töten, noch in den Kerker werfen, noch foltern lassen werde. Überdies reichte er ihm ein Geschenk von hundertundvierzig roten Goldfüchsen. Da war der Greis beruhigt, der arme, kleine Greis, und er sprach: „Warum zwingst du mich, o Herrscher? Warum gibst du mir ein Geldgeschenk, damit ich dir deine Herkunft verrate und die ganze Beschaffenheit deines Wesen? Eines Bäckers Sohn bist du und eines gemeinen Weibes Kind. Ein ganz gewöhnlicher Bauerntölpel bist du und ohne irgendwelchen persönlichen Wert. Deine Natur hat nur den Geruch der Herrscherwürde angenommen, die ihr von Haus aus fremd ist. Nur die Herrschaft und die Macht, die dir eigen sind, sonst nichts, machen dich zum Kaiser!“

Da erschrak der Kaiser sehr und schnaubend

schluchzte er. Und er suchte seine Mutter auf und fragte sie: „Mutter, ist das wahr, was der arme Armeleon sagt? Der Greis hat mir nämlich meine Abstammung erklärt und hat behauptet, ich sei eines Bäckers Sohn und ein ganz gewöhnlicher Bauerntölpel.“ Wie die Mutter des Kaisers das hörte, sprach sie zu ihm: „So wisse denn, mein Sohn! Dein Vater, der Herr Peter, litt an einer schweren Krankheit. Er konnte sein Wasser nicht von sich geben und überdies litt er an Krämpfen, mein Kind! Fortwährend litt er an Schmerzen und es war ganz ausgeschlossen, daß er ein Kind zeugen konnte. Der Kummer darob, daß er keinen Erben für sein Reich hatte, nagte unausgesetzt an ihm. Da kam mir der Gedanke, mit einem von den Vornehmen des Reiches ein Kind zu haben, gar nicht aus Liebe zu einem, sondern bloß, um dem Herrn Peter einen Erben zu schenken. Aber da faßte mich wieder die Furcht, jener Vornehme könne dann eine Verschwörung anzetteln und Hinterlist sinnen und die Herrschaft an sich reißen. Es war da nun ein Bäcker im Hause, Mustafa hieß er, mit dem schlief ich und ich brachte dich zur Welt, mein Sohn!“

Als der Kaiser nun erkannte, daß der kleine Greis auch diesmal wieder die Wahrheit gesprochen hatte, da ging er zu ihm, fiel vor ihm zu Boden und küßte seine Füße und fragte ihn: „Greis, Greis, kleiner Greis! Erkläre mir jetzt doch einmal, wie so du das hast wissen können, daß ich eines Bäckers Sohn bin!“ Und der kleine Greis erwiderte ihm: „Wie hätte ich das nicht wissen sollen, daß du eines Bäckers Sohn bist?“

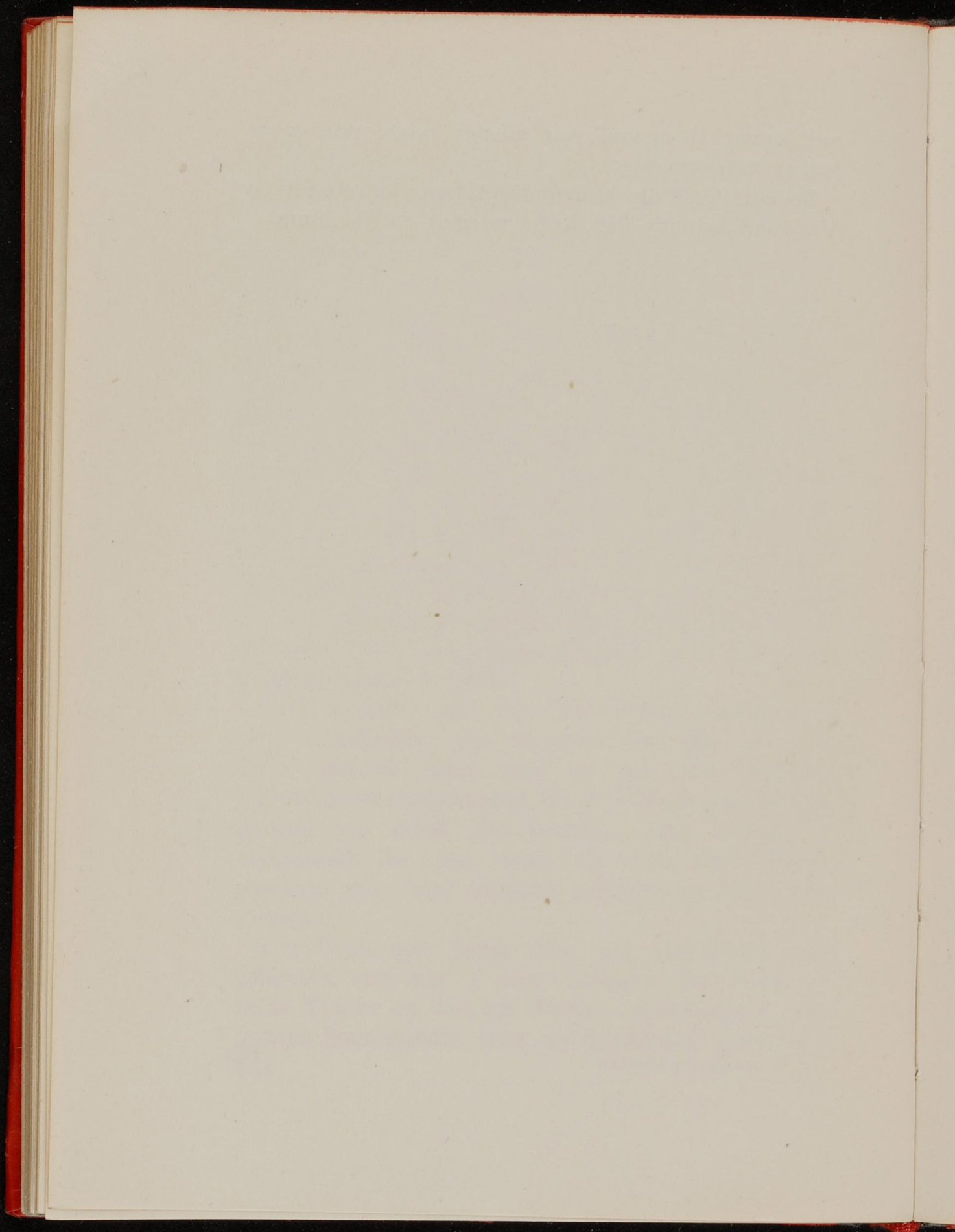
Statt mir Geschenke zu machen, Dörfer und andere wertvolle Dinge, statt mir Ehrenämter zu verleihen, statt mir eine Lehensherrschaft zu verleihen, so wie das sonst üblich ist und sich gehört für große Kaiser und Herren, zum Dank für die vielen guten Ratschläge, die ich dir erteilt habe, hast du mir als tägliche Eßration einen einzigen Zwieback ausgesetzt und einmal im Tage zu trinken. Und diese Ration hast du nur gesteigert. So bäuerisch und so höchst gemein war deine Vergeltung für meine Weisheit! Du hast eben gehandelt wie ein Bäckerbub!“ Da sprach der Kaiser zum kleinen Greis: „Bei Gott, mein Vater, bitte ich dich um das eine! Sage nichts von dem weiter, was du weißt! Ich gebe dich nun frei und zum Geschenke mache ich dir so viel Geld als du nur willst! Wache du nur über mein Leben, wie ich über das deinige wachen werde! Und ich schenke dir eine Perle, die sechzigtausend wert ist und fünfzigtausend an Gold!“

Und wirklich gab der Kaiser ihm fünftausend rote Goldfuchse, die Summe, für die er den Greis gekauft hatte, und er gab ihm weitere hundertundsechzigtausend für das Pferd, vor dessen Ankauf der Greis ihn bewahrt hatte und siebzigtausend für den Stein, in dem der Wurm gewesen war. Und überdies schenkte er ihm einen Zobelpelz.

Der Greis aber nahm alles, was der Kaiser ihm schenkte, und zog in seine Heimat. Dort zog er seine Kinder auf und die Kinder, die sie hatten, den ganzen Stammbaum. Und der Greis war wieder ein

vornehmer Herr und war wieder reich, wie er es früher gewesen war.

So ehrt Gott die klugen Menschen. Durch seinen Verstand bringt's der Arme wieder zu Reichtum.



Die Geschichte vom  
Esel, vom Wolf und  
von der Frau Füchsin

The Republic of  
the State of  
New York

Meine Herrschaften, gebt einmal acht, wenn ihr wollt, auf die Geschichte, wie der Wolf mit der Frau Füchsin das Gift schlucken mußte, wie die Sache anfing, wie die beiden sich in das Unternehmen stürzten, was für eine Geschichte ihnen da widerfuhr und wie sie schließlich beschämt abziehen mußten!

Heute wissen wir's — es lebte da einmal ein Esel, er war mißachtet, immerdar ein Unglückspilz und leidbeladen, und er war zu einem bösen Herrn in Dienst gekommen. Der Herr war ein aussätziger, krätziger Kerl, ein armer Hund, schlottrig wie ein schlecht gestärkter Hemdkragen, und er war vom Unglück sehr heimgesucht worden in seinem Leben. Bei dem Herrn konnte der arme Esel sich niemals satt essen, niemals gab's für ihn eine Ruhepause. Bei Nacht und bei Tag bekam er seine Prügel, wenn er beim Umgraben im Garten Unkraut und Unrat wegschleppen mußte. Jeden Morgen belud der Herr unseren Esel und dann zog er mit ihm zu Markte. Mit Gemüse belud er ihn, mit Endivien und Salat, mit Knoblauch, Rettig, Kresse, mit Zwiebeln und mit Kohlrüben. Streu fand sich für unseren armen Esel nie im Stall, nie legte der Herr ihm Gerste in seine Krippe, damit er doch auch etwas zu essen hätte und sich sättigen könnte. Sondern den Kohl reinigte der Herr von den schlechten Plätschen und

die warf er dem armen Esel vor. Und wenn der Feierabend kam, dann lud er ihm erst noch Holz auf. Und von der vielen Mühsal, und von der übergroßen Arbeit und von den Stockhieben, die er immer bekam, wurde der Esel so schwach, daß er seine Lasten nicht mehr ans Ziel tragen konnte, er war dazu nicht mehr imstande, und weil er stark von der Räude befallen war, konnte er keinen Packsattel mehr tragen. Weder im Winter noch im Sommer konnte er mehr um Holz gehen und auch Wasser vermochte er nicht mehr zu tragen.

So war einmal das Osterfest gekommen, der Ostersonntag. Da empfand nun doch wohl der Herr so etwas wie Mitleid mit dem armen Esel, und er nahm ihn und schirnte ihn ab und band ihn los und ließ ihn auf die Weide gehen, damit er sich ein bißchen erhole, damit er grüne Zweige von den Bäumen fresse und Gras aus dem Boden rupfe, daß er sich schlafen lege auf der Wiese und seinen armen dünnen Mund am schäumenden Bache erfrische, daß er das Gras der Wiese fresse und das Wasser des Quells trinke.

Auf der einen Seite der Wiese war ein großer Wald. Durch den Wald ging der Wolf mit der Frau Füchsin und sie sprachen zu einander: „Was für einen Plan sollen wir jetzt fassen? Welche Straße sollen wir einschlagen? Um gute Jagdbeute zu finden und heute gut zu essen!“ Da schlossen die beiden einen Vertrag mit einander und gute Kameradschaft und sie leisteten einen Eid, bei Tag und bei Nacht zusammenzugehen. Sie sprachen:

„So wollen wir denn laufen, auf die Wiese wollen wir gehen, damit wir dort, wenn sich's trifft, eine Jagdbeute finden, um sie zu verzehren!“ Und gesagt, getan, sie machten sich auf den Weg nach der Wiese. Und die Frau Füchsin hielt mit Erfolg Ausschau und brachte gute Botschaft: „Mein Herr Gvatter,“ sprach sie zum Wolf, „da scheint schon eine gute Jagdbeute zu sein, nämlich der Esel; darum laufen wir, daß er uns nicht schnell entwischt!“

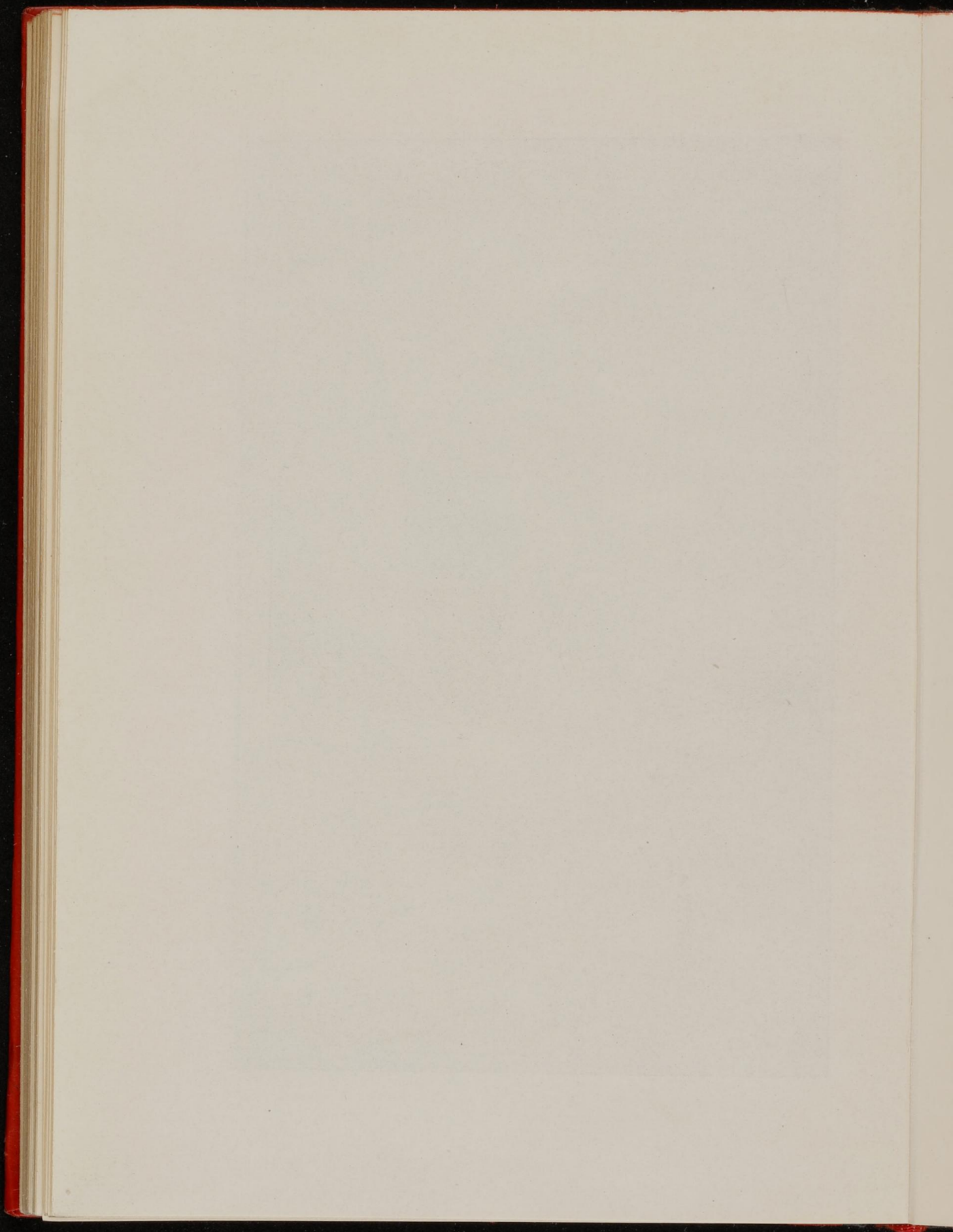
Der Esel bemerkte ihr Nahen, blieb stehen und seufzte. Er suchte nach Worten, die er der Frau Füchsin sagen könnte. Er dachte sich eine Rede aus, in der das eine Wort zum andern paßte. Er stand da und überlegte, wie er den hochfahrenden Mut der beiden etwas sänftigen könnte, und er beschloß in seinem Innern, jetzt einmal seinen listigen Verstand walten zu lassen. Jene beiden also näherten sich ihm in Demut und in süßester Freundlichkeit und Güte und sie begrüßten ihn und sprachen zu ihm: „Unser Herr Esel! Mögst du gesund bleiben! Ein tausendfaches Glück ist's für uns, daß wir deine Herrlichkeit hier angetroffen haben! Komm, gehen wir in den Schatten, damit du ein wenig frische Luft schnappst! Damit du dich ausruhst, damit auch du dich einmal einen Tag erquickst! Wir wollen zusammen plaudern und alle drei gemeinsam unser Mahl verzehren! Und dann wollen wir ganz gemächlich und behaglich im Schatten unserer Straße ziehen und uns als Ziel unserer Wanderung ein schönes Einkehrhaus suchen, um dort zu übernachten! Und morgen in der



Frühe, wenn der Tau fällt, wollen wir uns wieder erheben!“

Gar sehr bemühten sich die zwei, jenen mit sich zu locken. Sie wollten, daß er ihnen folge. Dann wollten sie ihn in ihre Höhle schleifen. Wie der Herr Esel merkte, wie sie so um ihn herumstanden und wie sie auf ihn einschwätzten und sich nicht vom Platze rührten, da dachte er als verständiger Mann nach und seufzte tief auf und er stand da und überlegte, wie er nun die Sache mit ihnen anpacken sollte. Er sprach: „Ein armes Tier bin ich auf der Welt! Mein eigener Herr hat mich ganz heruntergebracht. Ich hab' auf mir keine Faser Fleisch mehr und in mir keinen Tropfen Blut. Ich schwöre euch, das ist die Wahrheit, und ich lüge euch nicht an! Und ich gehe herum und wanke nur noch! Ich zittere und bin immer im Begriffe umzufallen! Und kein Arzt, das weiß ich schon, wird mir helfen können.“ So sprach das demütige Tier, wohl nur aus List, damit sie gingen, und er von ihnen befreit und nicht gefressen würde. Und er fuhr fort: „Hohe Herrschaften! Ich will eurer Herrlichkeit etwas sagen: Meine Sehnsucht und mein Streben geht darnach, daß ihr gesund bleibet. Denn ich sehe, wie schön und herrlich, wie gut und liebenswürdig ihr seid. Darum will ich, daß ihr euch rettet, daß ihr mit dem Leben davonkommt, daß ihr wieder in euer trautes Heim kommt, gesund und in allen Ehren. Darum fliehet schnell! Denn mein Herr lauert euch auf. Mit seinen Spür- und Treibhunden umstellt er den Wald. Und wenn mein Herr auf die Jagd gehen





will, dann gibt's keinen anderen Jäger, der ihn überträte. Denn er ist ein großer Jäger, ein großer Rebhuhnfänger. Und sollte sich etwa jemand einbilden, ihm entrinnen zu können, glaubt mir's, der ist auf dem Irrwege! Denn, wenn Fürstlichkeiten meinen Herren mit sich nehmen, um mit ihm die Wälder zu durchstreifen, dann geraten alle Berge in Trauer und die Wälder sind voll Schrecken, weil er starke Hunde hat, er ist aber auch selbst sehr tapfer; festgebaute Hunde hat er, Windspiele aus der Lombardei: die fliegen dahin wie die Habichte, wie Adler spüren sie auf; Löwen, Wölfe und alle anderen wilden Tiere, die sie finden, zerreißen sie. Und wenn mein Herr nur will und er macht sich dran und faßt seinen Bogen, dann zappeln die Wölfe und alle anderen wilden Tiere aus Furcht, wie der Fisch an der Angel.“

So sprach der Esel, um sie in Furcht zu versetzen, und um selbst seine Freiheit zu erlangen und sich aus dem Staub machen zu können. Aber die Frau Füchsin, die durchtriebene, listige Spitzbübin, sann unentwegt darüber nach, wie sie ihren bösen Plan durchführen könnte. Denn sie war eine Missetäterin voll feindseliger Absichten. Die Redereien des Esels vermochten sie nicht zu täuschen und in Zorn und Wut erwiderte sie ihm sofort: „Sieh mal her, Herr Esel! Mein Herz bringt meine Hand dazu, daß sie mir juckt, und es zürnt dir gewaltig, wie das Schwert, das zum Streiche ausholen will. Red' nicht so großspurig soviel albernes Zeug daher, als ob du ein weiser Mann wärest! Du bist ja doch nur

ein Bauerntölpel. Bleib stehen und rühr' dich nicht von deinem Fleck, sondern schweig', Klotz, der du bist! Glaub' nur ja nicht, Herr Esel, daß wir Arbeiter sind, so von der Art von Bauernknechten und gemeinen Tölpeln! Ich bin eine Astronomin, ich bin auch eine Weissagerin, und des Herrn Leos des Weisen Schülerin bin ich gewesen. Ich bin Lehrerin der Literatur und der Religion, und die Gesetzesammlung weiß ich auswendig. Und da wagst du es, uns so offen ins Gesicht zu lachen? Und wir wollten dich hier noch zu unserem Vertrauensmann machen! Aber wahrlich, an dir muß noch viel erzogen werden. Denn du hast gar keine Bildung in dir und nichts Schönes. Aber weil du einmal ungebildet bist, wie der Sachverhalt erweist, weil du eben keinen Verstand hast und auch keine literarische Bildung besitzt, so muß man dir in Hinkunft verzeihen; denn jetzt sind wir zwei ja ganz in deiner Nähe im Lande. Ich rate dir also, trachte von heute ab glücklich zu werden, achte die Besseren, wo du sie auch treffen magst! Sag' nie mehr eine Lüge, sondern sprich immer die Wahrheit! Dann wirst du ausgezeichnet werden, und zwar mehr, als wenn du irgendwelche andere Mittel anwendest. Wir sehen, du Glücklicher, du hast das große Los gezogen, indem du nämlich mit uns zusammengetroffen bist. Dies Glück trachte dir zu erhalten! Ziehe mit uns durch die Welt, ruhe mit uns aus, lebe mit uns! Dann wirst du erkennen, wie wertvoll unsere Kameradschaft ist. Wir wollen dich zu unserem Gesandten erwählen. Dann wirst du immer mit uns

herumziehen und viel Ehren einheimen. Du wirst an unseren Ratsversammlungen teilnehmen, überall wirst du unser Mitarbeiter sein. Sollten wir einmal irren, so wirst du uns belehren; mußt du einmal belehrt werden, so wird es für uns eine Ehre sein, diese Lehre zu erteilen, eine Freude für dich den Schüler, eine Freude für uns die Lehrer. Wir wollen auch zusammen über das Meer ziehen, nach Anatolien wollen wir reisen, dort wollen wir Handel treiben und Gold erraffen, soviel wir können, und den Gewinn unter uns verteilen.“

Wie der Herr Esel erkannte, daß die beiden fest entschlossen waren, so folgte er verständig, wie er war, wenn auch widerwillig. Er sah seinen Tod vorher und sprach allstündlich: „Als die zwei mich fanden, das war meine Unglücksstunde.“ Und die drei gingen nun gemeinsam zum Meere hinab und suchten dort nach einer Barke und fanden auch sofort eine. Sie stiegen ein, aber nicht um zu fischen, sondern um hinüber nach Anatolien zu reisen. Sofort hißten sie die Segel und fuhren aufs Meer hinaus. Und die drei begaben sich aufs Hinterdeck und traten dort zusammen und beschlossen dort auszulosen, wen sie zum Kapitän, wen zum Lotsen machen sollten. Den Wolf also traf das Los, Kapitän zu sein, der Herr Esel wurde durch das Los zum Lotsen bestimmt. Die Frau Füchsin aber trat zum Wolf und gab ihm Ratsschläge, wie er sein Takelwerk schön in Ordnung halten könnte. „Mög's dir gelingen, Gevatter,“ sprach sie, „dein Amt zu verstehen und richtig anzupacken und in Ordnung zu

halten! Der Segen meiner Mutter, der Nonne, begleitet uns. Sie hat es zu unserem Heile so gefügt, daß du unser Kapitän geworden bist.“ Und zum Herrn Esel sprach die Frau Füchsin: „Sieh nur zu, daß du nicht in die Irre fährst! Trachte in den Hafen zu gelangen und uns sicher ans Land zu setzen! Blicke genau auf deine Fahrtrichtung, sieh nach deinem Kompaß, daß wir nicht von unserer Bahn abkommen und du hinterdrein Spott erntest!“ Und dann ergriff die Frau Füchsin das Steuerruder und den armen Esel heißt sie aufstehen und vom Steuer weggehen. „Schnell, Hundeesel!“ sprach sie, „ergreif’ ein Ruder und rudere! Denn ich merke schon, du gibst auf die Richtung nicht acht, die du einschlägst. Unsere Reise geht nach Tana, darum muß unser Vorderdeck in der Richtung des Nordwindes fahren. Du aber hast den Weg verfehlt und bist gegen Westen gefahren und die Wellen haben uns schon fünfzehn Meilen von unserer Richtung abgetrieben. Von hier, wohin wir jetzt verschlagen sind, möge Gott uns erretten, daß uns die Wellen nicht auf einer einsamen Insel stranden lassen! Dort fänden wir kein Brot und dort gibt’s keine Quelle! Dort könnte uns leicht etwas zustoßen und wir könnten genötigt sein, unsere ganze Ladung auszuwerfen.“

Sie hatten guten Fahrwind und es war schönes Wetter auf dem Meere und sie segelten froh und guten Mutes dahin. Die Frau Füchsin aber, die geriebene, sprach zu ihrem Gevatter, indem sie voll Durchtriebenheit und Schurkerei Tränen vergoß:

„Werte Kameraden! Nehmt nun genau zur Kenntnis, was uns bevorsteht! Ich habe es im Traum gesehen und meine Seele empfand Schmerz darüber. Im Schlaf sah ich ganz deutlich an dem Abend, als wir absegelten, wie es im Osten blitzte und im Westen donnerte, der Himmel verfinsterte sich und ein Sturm brach los. Bevor uns nun das Meer verschlingt, wollen wir unsere Pflicht tun und beichten!“ *ML 261*  
Und zum Herrn Esel gewendet sprach sie: „Was meinst du zu meinem Vorschlag? Überleg' ihn dir gut in deinem Kopfe!“ Der Esel aber antwortete ihnen: „Wie es euch gut scheint, so tuet zur Stunde! Denn damals, als ich mich euch anschloß, das war meine Unglücksstunde!“

Wie der Wolf die beiden so sprechen hörte, da glaubte er schon sein Ende sei da. Sein Verstand verdüsterte sich, sein Augenlicht wurde trübe. Sie faßten aber nun den Beschluß, zu beichten, sich ihrer Sünden zu entledigen und sie abzuladen. Da begann der Wolf zuerst mit seiner Beichte. Er trat hin und berichtete alle seine Schandtaten. Er sprach: „Alle Schafe und Ziegen, die ich treffe, alle Hirsche und Kälber, Rinder und Schweine, die töte ich und fresse sie auf, wo immer ich auf sie stoßen mag. Und wenn mir beim Essen noch etwas übrig bleibt, so verstecke ich es, damit ich morgen auch noch was habe. Niemals habe ich irgendjemandem von meiner Beute auch nur einen Mundvoll abgetreten, sondern, was ich nicht verzehren konnte, habe ich mir aufgehoben und in der Nähe im Nachbargebirge habe ich es versteckt. Aber ich

bereue alles Böse, das ich auf der Welt angerichtet habe und besonders, daß ich jenes gestohlene Gut ganz allein aufgezehrt habe. Darum also will ich jetzt zur Buße auf den heiligen Berg gehen und dort im Kloster, wo am Boden der schwarze Fleck gezeichnet ist, der Platz für die Büsser, dort will ich mich hinwerfen und will mich dort in Reue wälzen von früh bis spät. Ein Mönch will ich werden, schwarze Mönchskleider ziehe ich mir an. Und als Abt geh' ich hinauf, als Bischof kehr' ich wieder. Nichts anderes verstehe ich als Böses zu tun. Das Böse wieder gut zu machen, das vermag ich nicht in meiner unglücklichen Seele. Ich hatte in meinem Sündenleben keinen Arzt, daß er mich heile und keinen guten Beichtvater, daß er mich absolviere.“

Wie die Frau Füchsin eine solche Zerknirschung vernahm, und die Beichte des Wolfes, die er ihr abgelegt hatte, mit anhörte, da geriet sie in Erstaunen und lobte ihn und besprengte ihn mit Weihwasser, betete, sprach ihren Segen über ihn und vergab ihm seine Sünden. Dann drehte sich die Frau Füchsin um und machte sich dran zu beichten und sprach folgendermaßen zu ihren Gefährten, indem sie ihre Sünden bekannte: „Ich, Herr Gevatter, pflege in den Hühnerhof zu gehen, wenn alle beim Essen sitzen, und alle Enten, Hühner und Gänse, die sich da vorfinden, töte ich. Ich erwürge sie, damit sie nicht viel sprechen. Dann nehm' ich sie in meinen Mund, gleich fünf, sechs auf einmal — ein Teil von ihnen ist noch lebendig, ein Teil schon erwürgt — und ich trag' sie in den Busch und verberg' sie im

Wald und dann geh' ich nicht mehr von dort heraus, bis ich mich nicht satt gegessen habe. Sobald aber die Hunde mich bemerken, gebe ich eine Furzsalve von mir und entfliehe. Denn ich will gar nichts von den Hunden, sondern ich laufe und tanze davon. Kurzum, es ist für meinen Lebensunterhalt notwendig, daß ich stehle; denn ich habe nicht die Veranlagung dazu, Betteln zu gehen; aber ich lasse mich auch nicht so weit herab, daß ich auf Arbeit gehe. Ich konzentriere meine ganze Aufmerksamkeit nur darauf, auf Diebstahl auszugehen. Dazu haben mich schon meine seligen Eltern angeleitet und auf diese Weise lebten auch alle meine Vettern. Im heimlichen Diebstahl und in der listigen Ausführung dieser Kunst ähnele ich meiner seligen Mutter, der grimmigen; im Abschießen der Furzsalven aber und in der Gewandtheit auf schneller Flucht bin ich meinem Vater nachgeraten. Nichts von dem, was meine seligen Eltern wußten, haben sie mir verschwiegen, alles haben sie mich gelehrt, damit auch ich mein Erbteil hätte. Worauf mein kluges Nachdenken alltäglich verfällt, damit füllt sich mein Rachen, wie mit den vorhin aufgezählten Sachen und noch viel mehr anderen. Den Herrn im Himmel oben lobpriesen meine Eltern, ihn, der gebenedeit sei, dafür, daß sie einen so überaus wertvollen Sproß zur Welt brachten. Mit ihrem Segen lebe ich glücklich, als Herrin der Welt, aber das Leben des Geflügels ist mein Tod. Eindringlich schärften es mir meine seligen Vettern ein und wiederholt rieten es mir auch meine Eltern persön-

lich: ‚Hüte dich, Tochter, vor den Häusern der vornehmen Herrn! Denn die haben starke Hunde, und wen die zu fassen kriegen, den fressen sie auf!‘ Und daß ich nicht vergesse, gern erzählten sie mir die Geschichte von der bekannten alten Frau — ihr habt sie ja auch schon erzählen gehört und kennt sie alle — die ihr armes Haus verließ und die Paläste der Vornehmen aufsuchte, der Teufel aber hing sich an ihren Steiß und kochte ihr Saubohnen! Darum habe auch ich mit Vorliebe die armen Witwen aufgesucht; die waren meine Opfer; alltäglich habe ich ihnen vielen Schaden zugefügt. Da war auch einmal eine armselige Wittfrau, die hatte auf nichts mehr recht acht; sie konnte schon nicht mehr spinnen und auch zum Sitzen war sie schon zu schwach. Sie gebot nicht über ein Haus, sondern sie hatte bloß eine baufällige Baracke; sie hielt sich auch ein feistes Huhn, dem sie den Namen Kawáka gegeben hatte. Diese Kawáka legte Eier mit zwei Dottern, und groß waren die Eier, ganz abnormal. Die Alte hielt die Henne immer bei sich und wollte sie nie zur Tür hinausgehen lassen. Dieser Alten lauerte ich nun auf und hatte mein Auge auf sie geworfen, wie wenn ich Charos, der Todesgott, wäre. Immer wälzte ich in meinem Geiste den Plan, wie ich der Alten ihr Huhn wegnehmen könnte. Ich kundschaftete alles aus, ich ziehe alle Umstände in Betracht. Nun war da auch im Hause eine alte Katze. Die hatte rote Haare und einen langen Schwanz. Die Alte hatte der Katze den Namen Perditsi verliehen, das heißt ‚mein Furzerchen‘, und mit diesem Namen

rief sie sie. Was das Haar anbelangt, was den Schwanz betrifft, in allem glich die Katze gänzlich mir. Die Alte liebte das Huhn, sie liebte auch ihre Perditsikatte. Und wie wenn die beiden ihre Kinder wären, so blickte sie zärtlich auf sie, wie auf einen kleinen Sohn und auf ein Mädchen. Da, eines Abends, erspähe ich, daß der Kater weggegangen war. Da ging ich statt des Katers ins Haus und setzte mich neben die Alte. Und die arme Alte blickte mich an und glaubte, ich sei der Kater. „Ich will ihm Futter geben,“ sprach sie da, „er muß ja Hunger haben!“ Die Arme nimmt mich auf ihren Schoß und fängt an, mich zu küssen und gibt mir Futter und liebkost mich, wie sie es mit ihrem Kater zu tun gewohnt war. Mir aber klopfte und zitterte mein Herz, vor Furcht, die arme Alte könnte daraufkommen und mich erkennen und mich bei der Gurgel packen und erwürgen. Aber der Segen meiner Mutter und meines guten Vaters standen mir bei und die arme Alte ging weg von mir. Da erhebe ich mich mit der mir eigenen Flinkheit und näherte mich der Henne voll Demut. Sofort werfe ich sie auf den Boden und fasse sie unter dem Tische. Die arme Alte sagte mir noch: „Laß die Henne in Ruh’! Spiel’ nicht mit ihr!“ Ich aber zog die Henne, die Kawáka, an ihrem Steiß hinter mir her; die Kawáka schlug mit ihren Flügeln um sich und schrie: „Gagagagáh! Gagagagáh!“ So schrie das Huhn, die Alte aber rief hinter mir her: „Mein Perditsikater, Perditsi, gib doch die Kawáka her! Komm’ doch wieder herein!“ Aber von der großen Anstrengung war meine Kraft gebrochen.

Der Schweiß strömte mir vom ganzen Körper herab. Als ich aber endlich hinauf, auf meinen Berg gelangt war, da setzte ich mich nieder, um mich auszuruhen und um ein wenig Atem zu holen, und um mich umzusehen nach der Alten, der unglückseligen, der so ungeschickt zusammengepappten, bedauernswerten Witwe. Die Arme weinte furchtbar, schwer fraß an ihr der Kummer, die ganze Nacht grämte sie sich und konnte gar nicht schlafen. Aber nun steht's so: Die Worte und die Flüche der Alten haben mir ans Herz gegriffen. Und damals habe ich dem unruhigen Getriebe der Welt entsagt und ich bereue jetzt alle meine Sünden, die ich begangen habe, und daß ich mich nicht gänzlich von ihnen ferngehalten habe. Und jetzt gehe ich auf den heiligen Berg, um dort mein Gebet zu sprechen, um von den Sünden, die ich begangen habe, meine Seele zu erlösen. Ich ziehe mir Nonnenkleider an, ich schere mir mein Haupthaar, ich trag' ein Kreuz und einen Rosenkranz, ich trage auch meine Äbtissinnensoutane und zeige mich in prächtiger Kleidung und sehe ganz so aus wie eine Äbtissin. Dann wird in meinem Herzen gar keine Schlechtigkeit mehr zurückbleiben!“

Da erkannte der Wolf, daß ihr Herz aufrichtig und lauter war, er sah ihre Andacht Gott gegenüber und hatte ihre aufrichtige Beichte vernommen. Und er weinte aus tiefstem Herzensgrunde und hatte Mitleid mit ihr und er breitete seine Arme aus und drückte sie an seinen Busen. „Wohlan!“ sprach er, „so sage ich es dir heute: Gesegnet seiest du und von allen deinen Sünden mögest du absolvieret sein!“ Und er

sprach weiter zu ihr: „Meine erhabene Herrin! Du bist eine unangezündete Lampe ohne Leuchter! Du hast gehandelt wie die reuige Ehebrecherin und wie der König Manasse! Du hast deine Sünden einbekannt, du bist selbst gegen sie zu Gericht gesessen!“

Dann traten die beiden zusammen und sie schlossen einen Vertrag und sprachen sich gegenseitig von allen ihren Sünden frei.

Hierauf sprachen sie auch zum Esel: „Komm' nun auch du, mein Guter, und tritt hierher und berichte uns alle deine Sünden! Sieh', ruf' dir alles gut ins Gedächtnis zurück und vergiß nichts und laß von allen deinen Sünden keine einzige aus!“ Der Wolf setzte sich daraufhin sofort neben die beiden. Er hatte das Gesetzbuch gebracht und legte es vor sie hin und sprach zur Frau Füchsin: „Frau Gevatterin, gib acht, daß du nicht einschläfst! Die Worte, die er uns sagen wird, die präge dir gut ein!“ Sofort ergriff der Wolf Papier und Tintenfaß, um des Esels Sünden schriftlich festzuhalten. Wie das der Herr Esel sah, da wußte er sich nicht anders zu helfen, sondern er begann zu beichten und sprach zu den beiden folgendermaßen: „Mich pflegte mein Herr zu nehmen und mich anzuschnurren und mitten in der Nacht trieb er mich oft auf Arbeit aus. Und dann belud er mich mit Kohl, Sellerie, Endivien, mit Spinat, Lattichblättern, Rettigen und Zwiebeln. Und da habe ich mich manchmal, weil ich Hunger hatte wie ein Hund, umgedreht und mein Maul nach dem Gemüse ausgestreckt und mir ein Stück von einem Gemüseblatt geraubt. Mein Herr aber war sehr arm, und darum

gab er immer genau auf mich acht. Und wenn's nun mein Unglück wollte, daß er mich ertappte, so prügelte er mich jämmerlich durch. Mit einer Gerte hieb er mir über meine schlaun Ohren und er bläute mir den Hintern durch und die Flanken, so daß meine Rippen mir wehe taten. Und von dem Schmerz der Stockhiebe und von der übertrieben großen Strapaz bei der Arbeit wurden meine Nieren schwach und ich konnte meine Winde nicht mehr an mich halten — verzeihet meine derbe Ausdrucksweise, meine vornehmen Herrschaften! — Das war das Leid, zu dem mein böses Geschick mich aufbewahrt hat. So, jetzt habt ihr meine Sünden vernommen! Jetzt bitte ich euch, verzeiht mir meine Vergehungen!“

Als die Frau Füchsin dies vernommen hatte, schüttelte sie ihr Haupt und in großer Wut sprach sie zum Esel: „Was flötest du uns da vor, Esel, und was drehst du kokett deinen Hintern nach allen Seiten? Was sind das für Lügnerereien und warum drehst und wendest du dich? Tritt da 'mal schön vor uns hin und sag' uns die Wahrheit! Und tisch' uns nicht solche Märchen auf, Herr Esel! Das sind Schwätzerereien von Dieben und verlogene Wortmachereien! Wir lieben nicht und wir wollen nicht derartige phantasievolle Dichtungen!“

Wie der Esel diese Worte der Frau Füchsin vernommen hatte, da begann er Angst zu bekommen und er fing an, Klagelieder zu singen und sprach zu den zweien: „Meine hohen Herrschaften! Was habt ihr gegen mich? Ich habe doch gar nicht so viele Sünden begangen! Einzig und allein das Lattich-

blatt, das ich gegessen habe! Und ich habe es doch nicht gestohlen, sondern mir durch meine Arbeit verdient.“ Der Wolf aber drehte sich zur Frau Füchsin um und sprach zu ihr: „Was beschließt du betreffs des Esels, wenn er Buße tut und weint? Öffne du das Gesetzbuch, lies es nach! Und den Paragraphen, den du in diesem Falle für anwendbar erachtest, den lege uns aus!“ Die Frau Füchsin nahm das Gesetzbuch, öffnete es mit großer Andacht und las darin. Dann wandte sie sich an den Herrn Esel und begann ihn zu schmähen: „Verdammter Esel! Dreimal Verfluchter! Ketzer und hinterlistiger Gesell! Schmutzbedeckter Hund! Du gibst selbst zu, jenes Lattichblatt ohne Essig gegessen zu haben! Ja, da ist's ja so noch ein Wunder, daß wir auf dieser Reise nicht alle drei ertrunken sind! Aber nun, du Gottlosester, trachte zu erfassen, was ich dir zu sagen habe! Gemäß dem Wortlaute des Gesetzes ist dein Leben verwirkt! Im siebenten Kapitel habe ich es geschrieben gefunden: ‚Deine Hand soll dir abgehackt, dein Auge ausgerissen werden.‘ Und weiter im zwölften Kapitel des Gesetzes heißt es: ‚Wir zwei, ich, die Frau Füchsin, und mein Gevatter, der Wolf, wir sollen dich, den Esel, am Galgen aufhängen.‘“

Und nun beschlossen die beiden, den Esel zu töten. Der Esel aber sprach bei sich: „O böse Stunde, wo ich euch zweien begegnete!“ Dann aber nahm der Esel den Wolf zur Seite und sprach zu ihm und infolge seiner seelischen Beklemmung begann er zu weinen: „Herr Wolf! Ich will dir bloß zwei Worte sagen, auf daß du sie zur Kenntnis nimmest! Da der

Tod mir nahe ist und da die letzte Stunde meines Lebens herannaht, so will ich die wertvolle Gabe, die ich in mir trage, nicht verheimlichen. Bei meinen Lebzeiten hätte ich nie jemandem das Geheimnis enthüllt. Aber, da ich sterben muß, so will ich mein Talent nicht vergraben zurücklassen, sondern ich will mit dem Bewußtsein scheiden, es irgend einem armen Kerl als Darlehen zurückgelassen zu haben, damit ich nicht auch noch in der Ewigkeit schwere Strafen erleide. Denn es gäbe keine größere Sünde als diese. So wisse denn, wenn du es hören willst, ich habe eine große, wertvolle Gabe in mir, und zwar hinten an meinem Hinterfuße, so haben's die Eltern mir gesagt. Und wenn einer die Stelle, wo die wertvolle Gabe sitzt, nur ansieht, so fliehen alle seine Feinde vor ihm, das schwöre ich dir, er hört und sieht vierzig Tagereisen weit und er braucht nur sein Auge zu senken und er nimmt alle Anschläge wahr, die gegen ihn angezettelt werden.“

*MdM 256*  
Wie der Wolf das vernahm, da glaubte er alles aufs Wort und er lief zur Frau Füchsin und erzählte ihr alles, was er vom Esel gehört hatte. Auch die Frau Füchsin durchschaute die Durchtriebenheit und Klugheit des Esels nicht und war ganz ratlos, schließlich aber sagte sie: „Herr Gevatter, um jene wertvolle Gabe mußt du dich schnell kümmern! Sprich mit jenem und lege alles darauf an, daß er dir noch heute den Hinterfuß zeige. Bemühe dich, daß eine so wunderbare Gabe nicht aus der Welt verschwindet und verloren geht. Sondern ich will sie übernehmen und auch du, weil du doch mein

Gevatter und Kamerad bist. Denn wir haben viele Feinde, die uns übel wollen. Wie gut wär's, wenn wir immer wüßten, was sie gegen uns aushecken.“

Da rief der Wolf den Herrn Esel und sprach zu ihm: „Herr Esel! Fürchte nichts! Ich komme nur, dir etwas mitzuteilen! Ich bitte dich, zeige mir die wertvolle Gabe, die kostbare, die du an deinem Hinterfuß trägst!“ Der Esel, der bis dahin in einem fort Totenlieder gesungen und geweint hatte, hörte auf zu weinen und erwiderte dem Wolfe: „Mit Freuden, mein Herr, wenn du es befiehlst! Noch heute zeige ich dir meinen Hinterfuß. Nur um eines will ich dich bitten: Du mußt mich dann segnen und du darfst das Geheimnis niemals jemandem in deinem Leben verraten!“ „Ich will dich segnen, Esel,“ sagte darauf der Wolf, „und dir alle deine Sünden verzeihen und will immerdar dein Sklave sein bei jeder Gelegenheit, wo ich nur kann.“ In ihrem Sinn aber hatten sie beide, die günstige Gelegenheit zu ergreifen und dem anderen einen schweren Stein an den Körper anzubinden und ihn mit diesem bei lebendigem Leibe ins Meer zu stürzen, ihn an seinem Hintern zu schleifen und ihn zu ertränken, ihn zu Boden zu werfen, ihn mit Hilfe aller anderen wilden Tiere in Teile zu hacken, ihm die Füße abzuschneiden und die Gurgel auszureißen, ihm den Bauch aufzuschlitzen, ihn zu spicken und mit Gewürzen zu füllen, ihn dann zu braten und sich hierauf behaglich niederzusetzen, um ihn zu verzehren und dabei zu trinken, lustig zu sein und sich einen Rausch anzuzechen.

So dachten sie. Aber der Esel dachte nicht bloß,

er handelte. Er vollführte große Taten, gewaltige Heldenstücke.

Er ordnete nun nach Gutdünken an. Zunächst befahl er dem Wolfe, ganz allein aufs Hinterdeck zu gehen, sich dort niederzuknien und zusammengekauert drei Stunden zu verharren, ohne sich zu rühren und in einem fort nur die Bitte zu wiederholen: „Lieber Esel, ich glaube dir, gib mir die wertvolle Gabe, nach der ich mich sehne!“ Außerdem solle er mit großer Andacht sein Vaterunser beten. Auch die Frau Füchsin solle hingehen und neben ihn hintreten, damit, wenn die ersehnte Gnade sich auf den Wolf herabsenken würde, auch sie zur Stelle sei, um sie in Empfang zu nehmen.

Da aber fing der Esel plötzlich an, Furzsalven von sich zu geben und er stieß nach dem Wolfe, der auf dem Hinterdeck kniete, nicht einmal, nein zweimal und dreimal. Und dann stürzte er den Wolf ins Meer und i-a-te gewaltig. Und die Frau Füchsin sah, wie der Esel sich aufführte und vor lauter Furcht fing sie an zu furzen. Der Esel aber i-a-te und schrie und pißte wiederholt auf das Verdeck und auf den schwimmenden Wolf hinunter und verursachte ein andauerndes Geknatter mit seinen Fürzen. Er springt hin und her, er läßt Wind auf Wind fahren, er hebt seinen Schweif, er wirft sich nieder, er wälzt sich, er kugelt sich herum und keulengleich schwillt ihm sein Glied an. Dann dreht er sich um, läuft auf die Frau Füchsin zu, um ihrer habhaft zu werden und ihr noch ein paar Hiebe mit seiner Waffe zu versetzen.

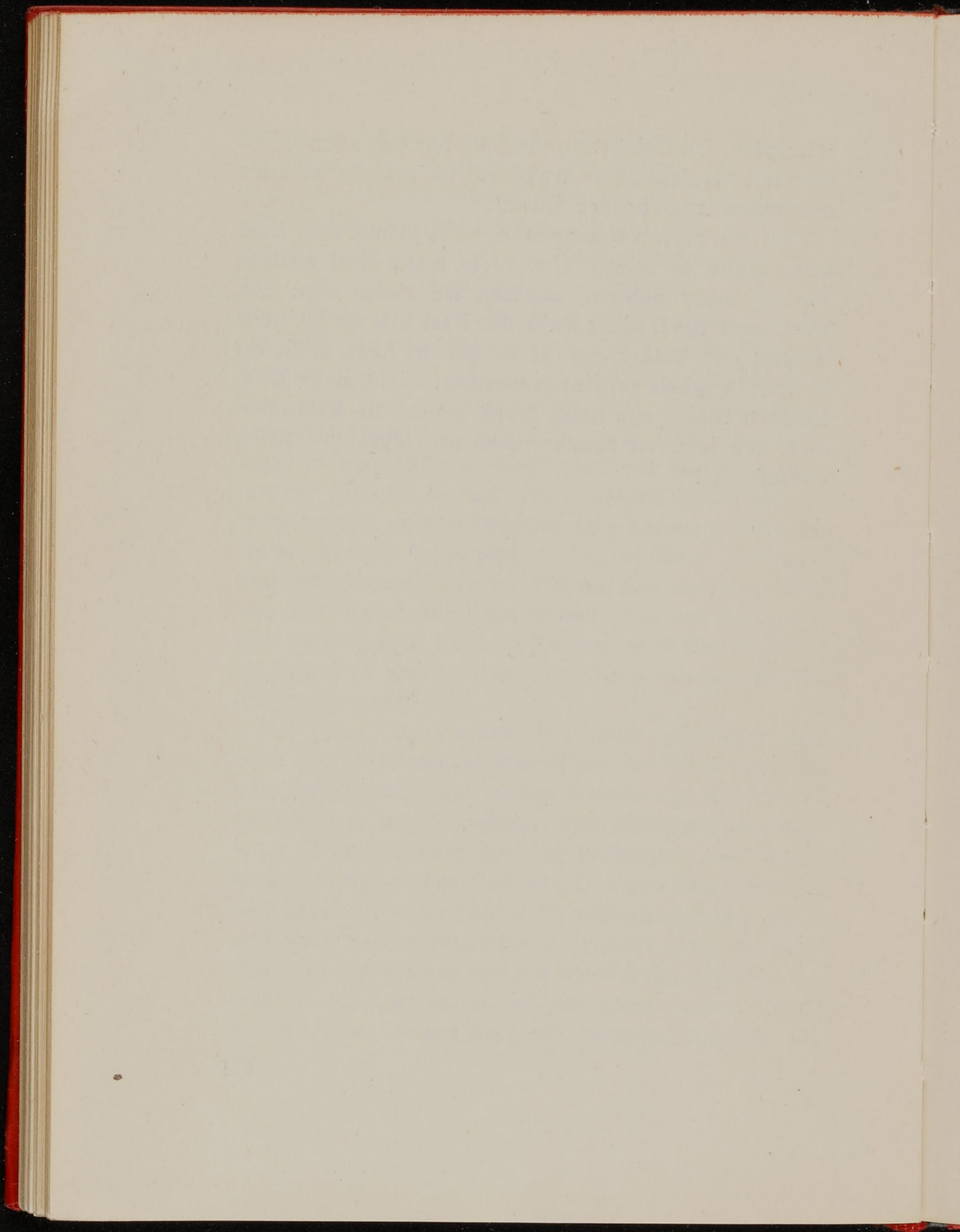
Wie die Frau Füchsin erkannte, daß der Esel tollwütig geworden war, stürzte sie sich von selbst kopfüber ins Meer. Die Wellen entführten sie und trieben sie dem Wolfe zu. Die beiden schwammen ans Land, stiegen dort ans Gestade und setzten sich nieder, um auszuruhen und zu verschnaufen. Und voll Staunen besprachen sie miteinander die Großtaten des Esels. Und der Wolf sprach zur Frau Füchsin: „Ich kann, solange ich darüber nachdenke, die Großtaten des Esels noch nicht fassen. Aus seinem Bauche wuchs ihm etwas heraus wie eine Apelatenkeule, lang, dick und rot und es war ohne Griff. Und er sprach zu mir: ‚Was stehst du und schaust, komm her, damit ich dir den Dienst erweise, den du erwartest!‘ Und ich zitterte, wie ich das hörte, und ich hab’ vor Angst in meine Hose gemacht. Und ich ließ meine Kleider auf dem Schiff und meinen gefüllten Reisesack und sprang ins Meer, nur um mich aus der großen Gefahr zu erretten. Denn sein Bauch scheint mir ein Zeughaus zu sein, voller Bomben aus Bronze und geladenen Gewehren!“ Und beide priesen sie Gott, der sie so glücklich aus der großen Gefahr errettet hatte. Denn übel hatte der Esel zumal dem Wolfe mitgespielt. Alle Zähne waren ihm aus dem Munde weg und ein Auge hatte er ihm ausgeschlagen, das andere Auge schmerzte ihn. Aber trotzdem ließ er es sich nicht nehmen, der Frau Füchsin gegenüber seiner Mißachtung für sie Ausdruck zu verleihen. „Fortwährend,“ sprach er, „in den Augenblicken der größten Not als der Esel mir mit seiner furchtbaren Waffe die Zähne und ein Auge ausschlug, als mir alle

Sinne zu vergehen drohten, vertraute ich immerfort auf dich, Frau Gevatterin. Ich glaubte, du verstündest dich auf alle Schliche und auf alle Kontrebande. Ich dachte, du hättest Verstand und Hirn in deinem Schädel und die Taten des Esels könnten dich nicht aus deinem Gleichgewicht bringen. Du hast doch damit geprahlt, du wärest eine Weissagerin und die Schülerin des Herrn Leos des Weisen. Und das hast du mir nicht gesagt, daß du eine Straßendirne bist und eine Trunkenboldin, mit der Franzosenkrankheit behaftet, aussätzig und eine Kupplerin. Und du hast mir den Kopf verdreht und hast mich mit dir gelockt, so daß wenig gefehlt hätte und ich wäre infolge deiner Streiche ums Leben gekommen. Immer hast du behauptet, du hättest soviel Verstand, und jetzt mußten wir es erleben, daß der Herr Esel uns demütigte! Nicht um seinen Verstand und seine Durchtriebenheit beneide ich ihn, aber das schmerzt mich, daß er uns zwei wilden Tiere hat zum Narren halten können!“

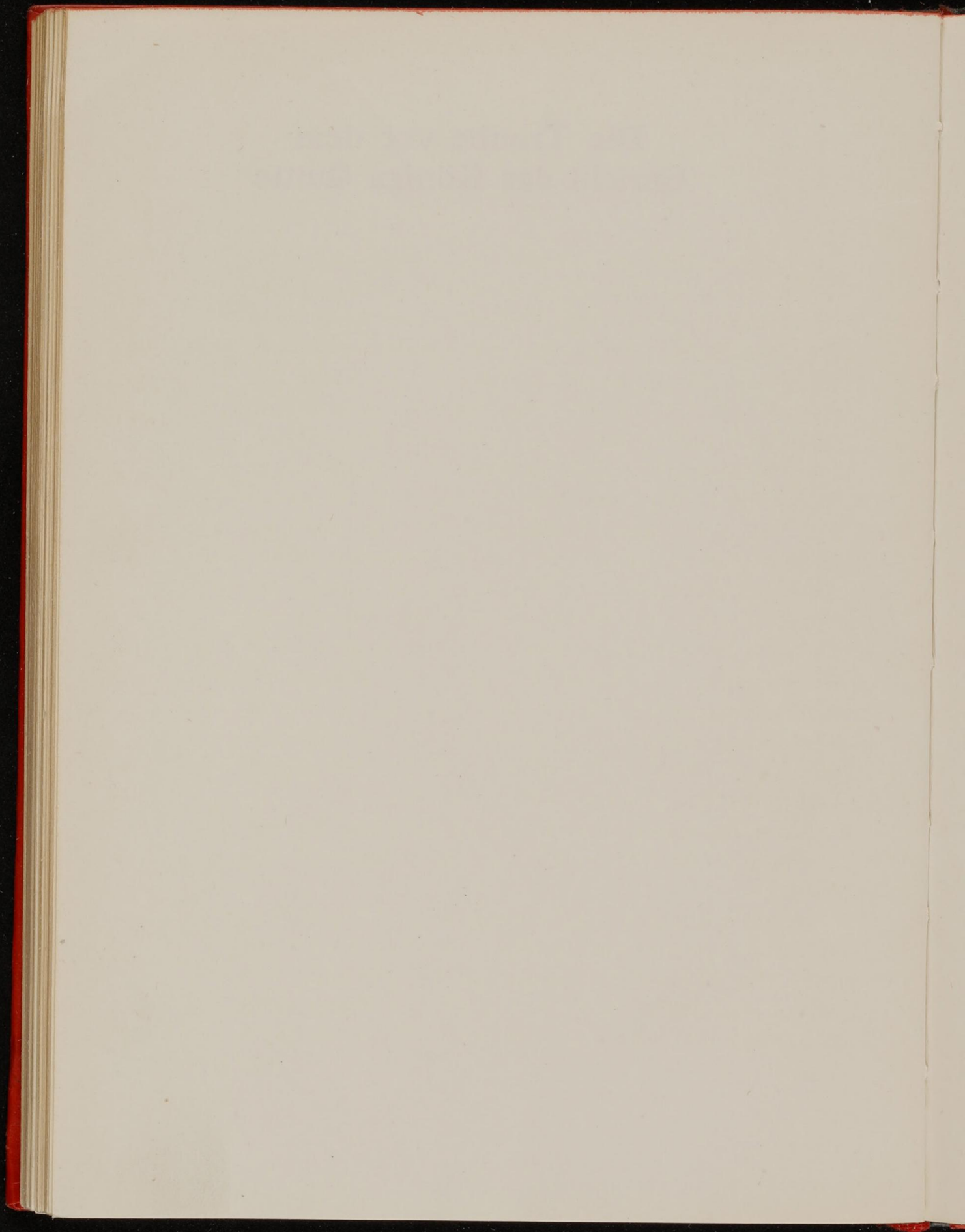
Die Frau Füchsin erwiderte ihm: „Gevatter, hör' mal! Der Verstand ist überall auf der Welt verstreut und zersplittert unter vielen. Gewiß, der Esel ist ein verachtetes, unglückseliges und mißhandeltes Tier. Aber er hat unsere große Ungerechtigkeit und unsere Unaufrichtigkeit durchschaut. Das gab ihm Verstand und Einsicht, ohne daß er literarisch gebildet wäre, und ohne daß er Mathematik studiert hätte. Sondern ohne alle Vorstudien machte die Not ihn zum Rhetor, und als solcher konnte er uns einen festen Schlag auf die Nase geben und aus unseren Händen ent-

schlüpfen. Und nicht nur das! Er hat uns noch überdies mit Keulenhieben traktiert, hat uns die Kleider genommen und unsere Ehre!“

Und die beiden beschlossen, in Hinkunft dem Esel seine Ruhe zu lassen. Und nicht mehr Esel wollten sie ihn mehr nennen, sondern sie riefen aus: „O, Esel, Herr Esel, nicht mehr der Esel bist du für uns! Wegen der Taten, die du vollbracht hast, mußst du in alle Ewigkeit gepriesen werden! Nicht mehr Esel, sondern Nikos, das heißt Siegi, sollen die Menschen dich von jetzt an nennen, weil du siegreiche Taten vollführtest!“



Die Traube vor dem  
Gericht des Königs Quitte



Es war einmal, da regierte der allerruhmreichste König Quitte. Und Gerichtspräsident war der hochansehnliche Herr Zitrone, Beisitzer aber bei Gericht der Granatapfel, der das Amt eines Hofmundschenks bekleidete. Die Birne war Protonotar, das heißt, der oberste der Geheimschreiber, der Apfel Logothet oder Hofschatzmeister, die Apfelsine Protovestiar oder Oberkämmerer, der des Königs Garderobe unter seiner Obhut hatte. Der Herr Pfirsich weiter, bekleidete das Amt eines Protostrator, das will besagen, er war Hofmarschalk und es unterstanden seiner Aufsicht des Königs Pferdeställe. Dann war da die Pflaume und die Pistazienmandel oder Pimpernuß, die auch hohe Ämter bekleideten. Die Lemone war Großdrungar, das heißt, ihr oblag das Kommando der Leibgardetruppen. Die Zirbelnuß war Epikernis oder Mundschenk, die Muskatnuß war der Großbefehlshaber, Mispel, Vogelbeere, Feige, Himbeere, Hagebutte und Kirsche waren Sekretäre.

All diese Genannten waren versammelt. Da trat die Weintraube vor sie hin und erhob folgende Anklage:

„Herr und König Quittenapfel! Möge deine heilige Majestät folgendes zur Kenntnis nehmen: An deinem Hofe gibt es Persönlichkeiten, die deine Befehle verachten und gegen deine Herrschaft böse Ränke spinnen, Herr und König Quittenapfel! Diesen Vorwurf

erhebe ich in erster Linie gegen den hochgeachteten Herrn Pfeffer, den Grafen Kümmel, gegen das Pfefferkraut, den obersten Schwerträger, gegen den Hanf, den Großkommandanten, gegen den Zimmt und deren Spießgesellen, die da sind: die Maulbeere, die Pflaume, die Himbeere, die Vogelbeere, die Balsampappelbeere, die Schlehe, die Berberitze, die Kornelkirsche, die Eichel — sie alle sind ansonsten hochlöbliche Herren — ferner der Anis und der Fenchel, der Koriander und der Rosmarin. Noch einmal erhebe ich gegen die Genannten die Anklage vor dir, Herr und König Quittenapfel, daß sie deinen Befehlen Trotz bieten und sich gegen deine Herrschaft auflehnen.“

Als der König Quittenapfel dies vernommen hatte, da geriet er in großen Zorn und sprach zur Weintraube: „Hast du irgendwelche Zeugen?“ Die Weintraube aber erwiderte: „Ja, Herr und König Quittenapfel! Ich habe als Zeugen die Frau Äbtissin Olive, die Frau Verwalterin Linse, die Frau Nonne Rosine; ferner habe ich die Erbse mit ihrer Eulennase, die Bohne, die die Bäuche der Menschen auftreibt und schwarze Augen hat, den Safran, den ölhaltigen und Kopfschmerz bereitenden und schließlich die kopflose Wicke.“

Sofort aber sprang da auch der Herr Zwiebel auf, doppelt gehüllt, oder gar dreifach gehüllt in einen roten Mantel. Den Bart schleifte er auf der Erde nach. Und in grimmigem Zorne sprach er zu dem König folgende Worte: „Herr und König Quittenapfel! Ich schwöre dir: bei meinem Bruder Knob-

lauch und bei meinem Neffen Senf und bei meinem Schwestersohn, dem Rettig, bei meinem Schwager Schnittlauch mit dem langen Barte und meinem Onkel, dem so überaus scharfen Herrn Kresse, und bei meinen beiden Söhnen Kohlrübe und Kohlrabi, bei allen meinen Anverwandten, der ganzen Familie Anisfenchelfrucht, bei all diesen schwöre ich dir, mein Herr und König Quittenapfel, daß es eine Lüge gewesen ist, was die Weintraube in der Klage deiner Majestät gegenüber vorgebracht hat!“

Da sprach der König Quittenapfel zu den Umstehenden: „Ehrwürdiger Lattich, Phrygischer Salat, du Protospathar, der du das Reichsschwert trägst, und Endiviensalat, der du den Vorsitz führst beim Hofgericht, und du Goldkohl, du Provinzstatthalter, und du Spinat, mein Pfalzgraf, kurzstenglicher Mangold, Portulak, gelbe Rübe und Sellerie, die ihr die Bücher verwaltet, fället das Urteil in dieser Sache, unter Berücksichtigung des Umstandes, daß der Herr Zwiebel die Angaben eines gewissen Anklägers als Lügen bezeichnet hat!“

Die Angeredeten aber sprachen: „Herr und König Quittenapfel, wir wünschen ein gerechtes Urteil! Wir bitten dich daher, befehl den Archonten und den Hegemonen, den Kommandanten deiner Truppen und den Präsidenten deiner Gerichte hereinzukommen!“

Der König erteilte den Befehl und hereinkamen die Archonten und mit ihnen die Warangen. Die Warangen aber waren die tapfersten Krieger im Heere des Königs. Da fanden sich ein: die

Herren Nuß, Kastanie und Haselnuß, Dattel, Pistazie und Aprikose, Lupine und Gurke, Eibe, Flaschenbaum und Champignon. Es waren diese Herren lauter wahrheitsliebende Gerichtszeugen. Aber außerdem kamen noch hinzu der Herr Armeerichter Melone, dieser stets gut aufgelegte Herr; ferner die Gurke, genannt Herr Viergurk, er bekleidete aber das Amt eines Säckelwartes oder Sakellarios, ferner die Artischocke und der Eierapfel oder Melintsane mit ihrem stacheligen Rücken und ihrem unscheinbaren Äußeren. Alle kamen sie, um im Urteil die Wahrheit zu finden.

Es saßen nun also diese Herrn Archonten auf einem Throne und verhörten die oben genannten Angeklagten alle genau, so wie es ihnen der Herrscher und König Quittenapfel befohlen hatte; denn er hatte ja nach ihnen gesendet, damit sie die Angeklagten verhören sollten. Und sie befolgten den Befehl des Königs Quittenapfel genau und sie gingen alle Angeklagten durch und sie bildeten sich ein Urteil über sie und als kluge Richter, die sie waren, suchten sie, auf welcher Seite das Recht sei. Aber nachdem sie alle Aussagen genau geprüft hatten und erkannt hatten, welcher von beiden der Lügner war, nämlich ob Herr Zwiebel in seinem roten Mantel oder die Weintraube in ihrem schwarzen Kleide, nachdem sie es also genau erkannt hatten, da hatten sie es also erkannt und da hatten sie es gefunden und da fällten sie ihr Urteil, daß nämlich die Weintraube der Lügner sei.

Die Weintraube aber erhob wiederum eine Klage

und zum zweitenmal sprach sie, unverschämt wie sie war, eine Lüge ins Angesicht des Königs:

„Herr und König Quittenapfel! Der Pfirsich, dieser Perserapfel, dieser persischste von allen Persern, er hat seinen Pfeil schon gespitzt, um ihn loszuschießen gegen deinen Nacken. Onkel Melone aber ist schon ganz weich und faul geworden und sein Bauch ist schon ganz aufgebläht und er leidet an der Paralyse, vor innerer entzündlicher Fäulnis ist er geplatzt und sein ganzer Bauchinhalt läuft ihm aus!“

Da aber antwortete der König Quittenapfel in großer Wut und voll Zorn stieß er einen gewaltigen Fluch aus gegen die Weintraube. Folgendes aber waren die Worte des Königs Quittenapfel:

„Wenn du eine Lüge sprachst ins Angesicht meiner Majestät, so schleudern wir gegen dich folgenden Fluch, Lügnerin Weintraube! Und ich verfluche dich, damit du darunter leidest und ich beschließe hiemit, daß der Fluch für alle Zeit auf dir lasten möge: An einem krummen Holze wirst du aufgehängt werden, von Messern wirst du abgeschnitten werden, von Männern wirst du getreten werden, und dein Blut sollen die Männer trinken, auf daß sie betrunken werden und auf daß sie gar nicht mehr wissen, was sie tun. Und sie sollen in diesem Zustande Zeug zusammenschwätzen, das wirr und kraus ist, blödes Gestimmel und Gestammel, wie wenn sie verhext wären von deinem Blute, Traube. Und er soll von Mauer zu Mauer torkeln, ohne sich zurechtfinden zu können! Und von einer Pferdekrippe zur andern, wie sie vor den

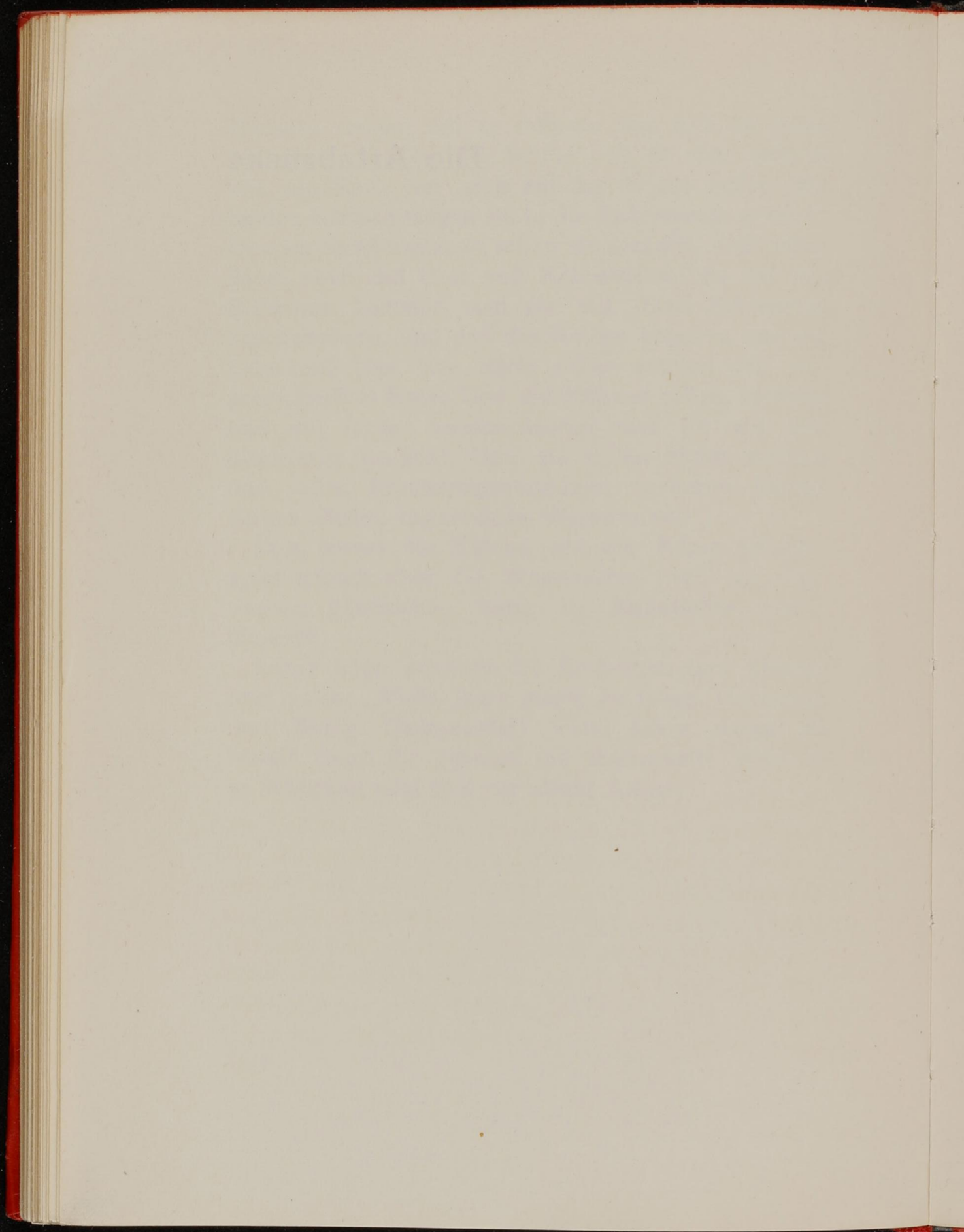
*Fluchwort*

Häusern stehen, soll er stolpern und sich an jeder anstoßen. Im Kote der Straße soll er sich wälzen wie ein Esel, der sich auf der Wiese wälzt. Mit beiden Händen mögen sie in die Exkreme greifen! Und im Straßengraben sollen sie schlafen und sollen dabei über und über voll Kot werden! So daß die Schweine kommen und sie mit ihren Schnauzen beschnuppern, und daß die Katzen kommen und sie belecken! Und ihre Bärte sollen starren von eingetrocknetem Kote! Und die Hühner sollen kommen und auf ihnen herumscharren und sie mit den Schnäbeln pecken! Und sie sollen nichts merken und jedes Erkennungsvermögen verlieren infolge deines Blutes, lügnerische Weintraube!“

Dies waren die Flüche, die der König Quittenapfel sprach über die Weintraube, weil sie lügnerisch gesprochen hatte im Angesichte seiner Majestät.

Sofort aber erhoben die Archonten ihre Stimme und riefen: „Viele Jahre mögst du leben, Herrscher und König Quittenapfel! Viele Jahre mögst du leben! Denn dir gebührt die Herrschaft! Weil du in Wahrheit edel bist vor allen! Amen!“

## Die Artabücke



Fünfundvierzig Baumeister und sechzig Lehrlinge arbeiteten drei Jahre hindurch an der Brücke von Arta. Den ganzen Tag bauten sie und nach Feierabend stürzte alles wieder ein, was sie bei Tag gebaut hatten. Da weinten und klagten die Baumeister, die Lehrlinge und Arbeiter aber freuten sich, weil sie im Taglohn standen und wieder einen Tag gewonnen hatten. „Wehe!“ riefen die Meister, „über unsere Mühe! Schade um unsere Arbeit! Den ganzen Tag über bauen wir und nach Feierabend stürzt alles wieder ein!“ Und da antwortete das Gespenst von der rechten Brückenwölbung her: „Wenn ihr nicht einen Menschen der Geisterwelt opfert, so wird das Mauerwerk keinen festen Grund haben! Aber bringt der Geisterwelt kein Waisenkind, keinen Fremdling, keinen Wandersmann zum Opfer dar, sondern einzig und allein das schöne Weib des ersten Baumeisters! Wenn sie spät am Nachmittag kommt, wenn sie spät zum Essen kommt!“ Das hörte der erste Meister und wie tot fiel er nieder. Er schrieb einen Brief und schickte ihn ab mit dem Vogel, der Nachtigall. Und in dem Briefe stand: „Langsam zieh' dich an, langsam kleide dich um, langsam komm zum Mittagessen! Langsam geh und langsam komm herüber zur Brücke des Artafusses!“ Der Vogel Nachtigall aber übergab den Brief nicht, sondern er richtete die Botschaft des

ersten Meisters mündlich aus. Aber er hatte falsch verstanden, was der erste Meister gesagt hatte, und darum kam er zur schönen Frau und sprach zu ihr unrichtig: „Schnell zieh' dich an, schnell kleide dich um, schnell komm' zum Mittagessen! Schnell geh' und schnell komm' zur Brücke des Artaflusses!“

Und da war sie auch schon und man sah sie schon auf der weißen Straße daherkommen. Und der erste Meister erblickte sie und sein Herz brach vor Kummer. Sie aber grüßte die Bauleute von weitem und schon von weitem sprach sie: „Gesundheit euch! Freude euch, ihr Meister, und auch euch, ihr Lehrlinge! Aber was hat denn der erste Meister, daß er so betrübt ist?“ „Mein Ring ist mir beim ersten Brückenbogen hinuntergefallen!“ antwortet ihr der erste Meister. „Wer steigt mir nun hinein, wer findet mir den Ring und kommt damit wieder heraus?“ „Meister!“ er bietet sich seine Gattin. „Sei nicht traurig! Ich will selbst gehen und ihn dir bringen! Ich will hineinsteigen und werde dir den Ring finden und werde damit wieder herauskommen!“ Aber kaum war sie noch recht hinuntergestiegen, kaum war sie bis in die Mitte gelangt, da ruft sie schon voll Angst ihrem Gatten zu: „Zieh', mein Guter, die Kette, zieh' das Kettchen! Die ganze Welt hab' ich schon durchsucht und habe nichts gefunden!“

Aber der Gatte und die Bauleute hörten nicht auf ihr angstvolles Rufen, sondern einer von den Bauleuten schleudert aus seiner Maurerkelle sofort Mörtel nach ihr hinunter, um sie einzumauern, ein

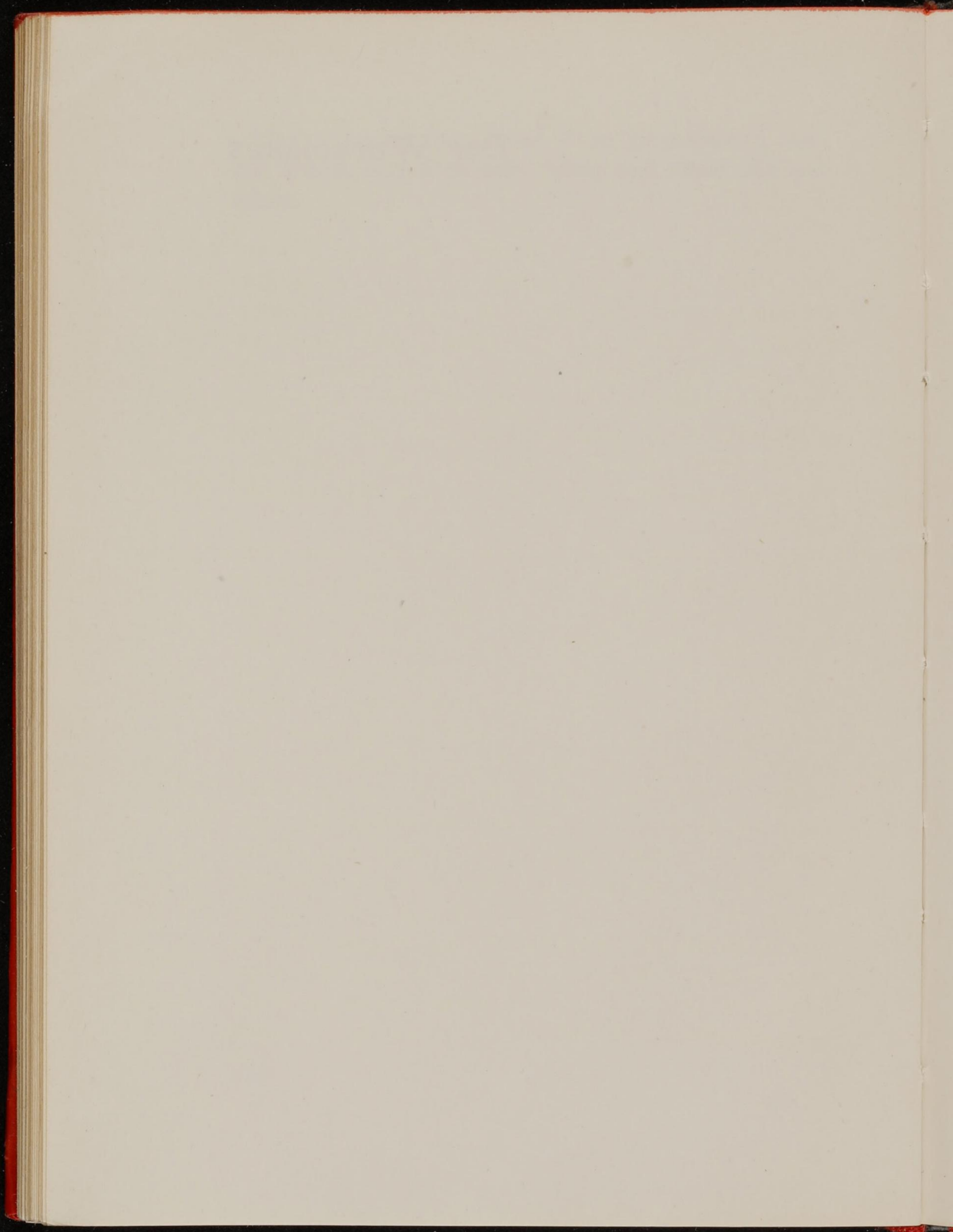
anderer Kalk, ja sogar der erste Meister, ihr Gatte, macht sich daran und wirft einen großen Stein hinunter.

Da hub die arme Frau unten zu klagen an und rief: „Wehe über unser Schicksal! Schade, daß es mit uns so kommen mußte! Drei Schwestern waren wir und allen dreien hatten die Schicksalsfrauen bei der Geburt ein unglückliches Los auf die Stirne geschrieben! Die eine mußte helfen, die Donaubrücke bauen, die zweite gründete Avlon, und ich, die letzte, ich bin jetzt die Erbauerin der Artabrücke! Aber wie jetzt mein Herzchen zittert, so möge die Brücke zittern, und wie mir jetzt meine schönen Haare vom Haupte fallen, so mögen die Wanderer von der Brücke herunterfallen!“

Die Bauleute oben hörten ihren Fluch und bekamen Angst für die Brücke und während sie fortwährend Kalk und Steine herunterwarfen, um die schöne Frau einzumauern, riefen sie ihr zu: „Junge Frau, ändere dein Wort und lass' deinen Fluch anders lauten! Denk' nur, du hast einen einzigen Bruder, der dir teuer ist! Wie leicht kann es sich treffen, daß auch er einmal über die Brücke geht!“ Da gedachte die schöne Frau unten ihres einzigen, geliebten Bruders, und sprach: „Eisern ist mein Herzelein, eisern soll auch die Brücke stehen! Wie von Eisen hängen mir meine schönen Haare am Haupt, wie von Eisen mögen die Wanderer über die Brücke schreiten! Denn ich hab' einen Bruder im fernen Land, und es könnte sein, daß er einmal drüber geht!“

Und so ward die schöne Frau eingemauert, und die Brücke von Arta ward fertig und stand fest wie Eisen.

Der Wurkolakas



Es lebte einmal eine Mutter mit neun Söhnen und einer einzigen Tochter. Diese ihre einzige Tochter war ihr sehr teuer und wurde von ihr sehr geliebt. Das Mädchen war schon zwölf Jahre alt und noch nie hatte die Sonne sie beschienen. Im Dunkeln badete die Mutter ihr geliebtes Kind und in finsterner Nacht, wenn kein Mond schien, flocht sie ihr ihr Haar. Bei Sternenschein, beim Lichte des Morgensterns kräuselte die Mutter dem Mädchen die Locken.

Da, eines Tages kamen aus Babylon Freiwerber ins Haus der Mutter. Sie warben für ihren Herrn um die Tochter und baten die Mutter, sie möge ihr Kind doch ihrem Auftraggeber zur Frau geben, weit weg, sehr weit weg in ein fremdes Land. Acht von den Brüdern wollten ihre Zustimmung zu dieser Ehe nicht geben, bloß einer, der Kostandinos, der redete der Mutter zu und sprach: „Verheirate sie, Mutter, verheirate unsere Aretí in die Fremde! Auch ich muß ja oft in die Fremde ziehen, auch ich komme ja in das Land, wo sie hinheiratet. Wenn sie dann dort ist, habe ich dort, fern von der Heimat, gleich einen Trost und gleich ein Heim!“ „Schlau bist du, Kostandis, und häßlich hast du gesprochen!“ sagte ihm die Mutter. „Und nimm mal an, mein Sohn, der Tod tritt an mich heran, nimm an, mein Sohn, Krankheit befällt mich; oder mag nun Bitternis

mich treffen, mag Freude bei mir einkehren, wer wird mir meine Tochter holen?“ Da rief der Sohn Gott zum Zeugen an und die heiligen Märtyrer, daß er gehen und ihr die Tochter holen werde, ob nun der Tod an sie herantreten sollte, ob Krankheit kommen sollte, in Bitternis ebenso wie in Freude.

Und so verheirateten sie denn die Aretí in das ferne, fremde Land. Und bald darauf kam ein Schaltjahr, und es war ein böses und unglückliches Jahr, und in dem Jahre kam der Schaltmonat, und das war ein zorniger Monat. Und es brach die Pest herein und die neun Brüder starben. Und die Mutter blieb ganz allein zurück wie ein Schilfrohr auf der Heide. Bei den acht Gräbern ihrer älteren Söhne pflegte sie sich zu schlagen und die Totenklage zu singen, beim Grabe des Kostandinos aber, da hob sie die Grabplatte empor und sprach zum Toten ins Grab hinein: „Steh' auf, mein Kostandinaki, mein kleiner Kostandin, ich will meine Aretí. Du hast den lieben Gott zum Zeugen angerufen und die heiligen Märtyrer, daß du gehn und sie mir holen wirst, möge Bitternis, möge Freude über mich kommen!“

Und sie entfernte sich. Kaum war sie gegangen, da erhob der Tote sich aus seinem Sarg. Die beschwörenden Worte der Mutter hatten ihn aus seiner Grabesruhe aufgeschreckt. Und er verwandelt die Wolke in ein Pferd, und den Stern in einen Zügel und den Mond nimmt er zum Gefährten und er reitet davon, um seine Schwester zu holen. Er legt den Weg über die Berge zurück und läßt sie hinter sich,

er reitet über immer neue Berge, die vor ihm lagen. Und er traf seine Schwester an, wie sie sich gerade kämmte draußen im Mondenschein. Von weitem grüßte er sie schon und von weitem rief er ihr zu: „Komm mit mir, meine Aretula, meine kleine Aretí, unsere edle Frau Mutter wünscht dich!“ „Weh mir, mein Brüderchen, was ist's denn für ein Anlaß?“ fragte Aretí. „Ich muß es ja wissen; denn wenn du mich zu einem freudigen Feste holst, so will ich mein Gold anlegen, wenn es aber zu einem traurigen Anlaß ist, so sag mir's, damit ich so komme, wie ich bin!“ „Mach dich nur auf die Reise, meine Aretula, und komm so, wie du bist!“ antwortete ihr der Bruder. Und er nahm sie auf sein Pferd und sie machten sich auf den Weg.

Auf der Straße, über die sie zogen, auf der Straße, über die sie ritten, da hörten sie Vöglein und die sangen, da hörten sie Vöglein und die sprachen: „Wer hat schon jemals ein schönes Mädchen gesehen, das im Geleite eines Toten dahinzieht?“ „Hast du gehört, mein Kostandaki,“ fragte da die Schwester den Bruder, „was die Vögelein sagen? Sie haben gesagt: ‚Wer hat schon einmal ein schönes Mädchen gesehen, das im Geleite eines Toten dahinzieht?‘“ „Töricht sind die Vögel, laß sie singen! Töricht sind die Vögel, laß sie reden!“ antwortete ihr der Bruder.

Sie ritten weiter und dort, wo sie dahinritten, sagten wieder andere Vögel: „Was sehen wir da Trauriges, was sehen wir da Beklagenswertes? Daß die Lebenden mit den Toten herumreisen!“ Und

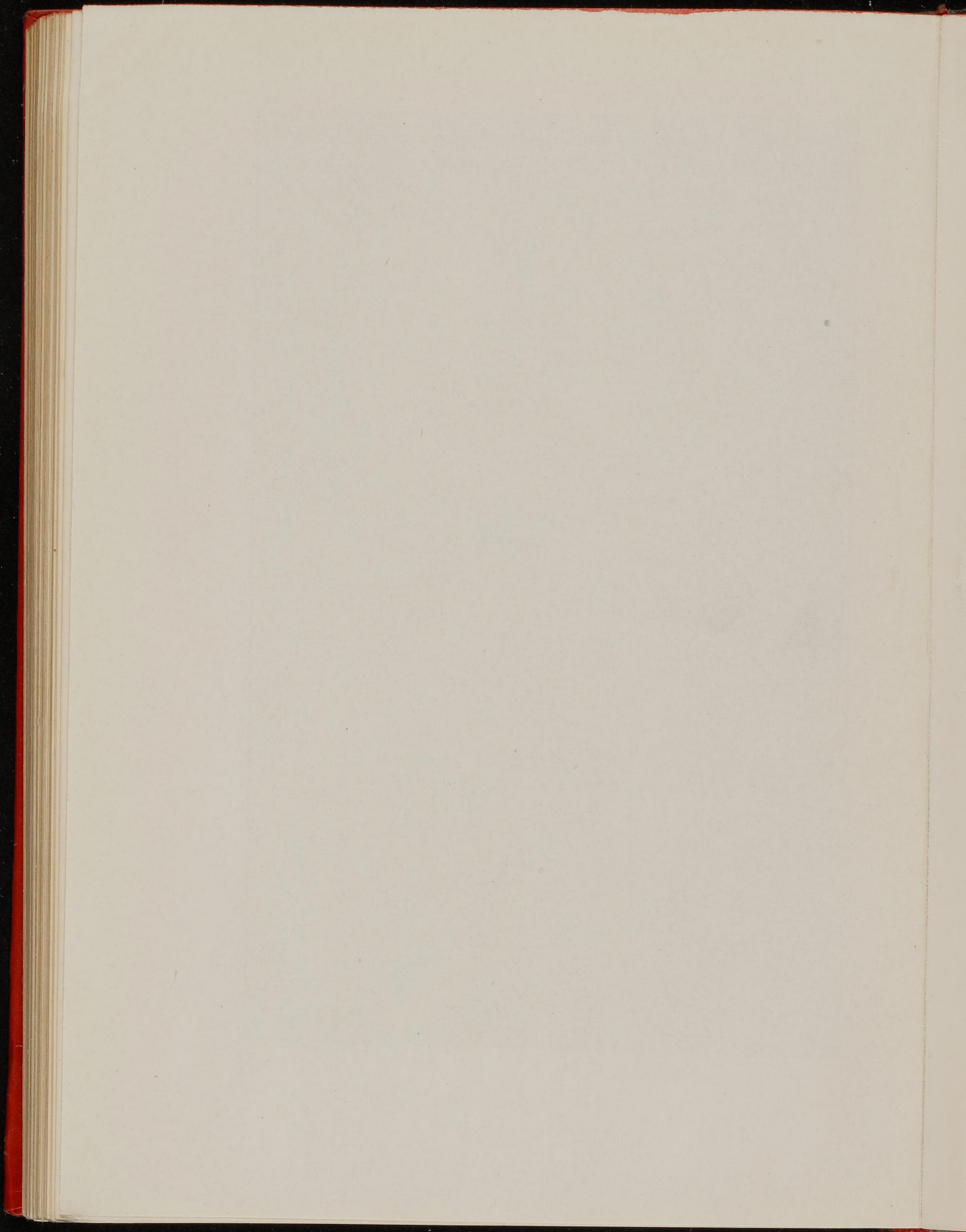
wieder fragte Aretí den Bruder: „Hast du gehört, mein Kostandaki, was die Vögelein sagen? Sie sagen, daß die Lebenden mit den Verstorbenen auf Reisen gehn!“ „Vögelein sind's, laß sie doch singen! Vögelein sind's, lass' sie doch reden!“ beruhigte sie der Bruder.

„Ich habe Angst vor dir, mein Brüderlein,“ sprach wieder nach einer Weile Aretí, „denn du riechst, wie wenn du mit Weihrauch eingeräuchert wärest!“ „Ja, gestern am Abend sind wir hinübergangen in die Kapelle des heiligen Johannes, und da hat uns der Herr Papás mit sehr viel Weihrauch angeräuchert!“

Und sie zogen wieder weiter ihres Weges und dort, wo sie ritten, sprachen wieder andere Vögel zu ihnen: „O allmächtiger Gott, große Wunder vollbringst du; eine so wunderschöne schlanke Maid zieht dahin in Begleitung eines Toten!“ Wieder vernahm diese Worte Aretí und das Herz drohte ihr zu zerspringen. „Hast du gehört,“ fragte sie wieder den Bruder, „hast du gehört, mein Kostandaki, was die Vögelein sagen? Sag' mir, wo sind deine schönen Haare, wo ist dein stattlicher Schnurrbart?“ „Eine große Krankheit hat mich befallen,“ erwiderte der Tote, „dem Tode hat sie mich nahe gebracht. Da sind mir meine blonden Haare ausgefallen und mein stattlicher Schnurrbart!“

Endlich kamen sie ans Haus der Mutter. Sie fanden das Haus verschlossen und verriegelt und die Fenster des Hauses waren mit Spinnweben überzogen. Da rief der Tote: „Öffne, meine Mutter, öffne,





da hast du deine Aretí!“ Da ertönte die Stimme der Mutter von innen: „Wenn du der Charos bist, so geh' nur weiter; denn ich habe keine anderen Kinder mehr! Meine arme Aretula ist fern von mir, weit weg in einem fernen Lande!“ „Öffne nur, meine Mutter, öffne nur,“ sprach wieder der Tote, „ich bin dein Kostandis. Zu Zeugen habe ich dir angerufen den lieben Gott und die heiligen Märtyrer, daß ich gehen und dir deine Tochter holen werde, ob nun Kummer dich heimsucht, ob dir Freudiges widerfährt!“

Und bevor es der Mutter noch möglich war, aus der Tür herauszutreten, entfloh ihr schon ihre Seele.

## ANMERKUNGEN.

Zur Einleitung: S. 1 ff. Wer sich für altgriechische Märchen interessiert, greife zu dem prächtigen Buche von Aug. Hausrath und Aug. Marx, Griechische Märchen, Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klassischen Altertum. Eugen Diederichs, Jena 1913. — S. 15. Die beiden Fabeln erzählt Aristoteles in der Rhetorik p. 1393 b. f. — S. 17. Wir besitzen in erster Linie drei ausgezeichnete Sammlungen neugriechischer Märchen in deutscher Sprache; J. G. v. Hahn's Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864; Bernhard Schmidt's Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder, Leipzig, Teubner, 1877; P. Kretschmer, Neugriechische Märchen, Jena, Diederichs, 1917. Obwohl es auch nach diesen drei Hauptsammlungen neugriechischer Märchen noch eine unübersehbare Menge unübersetzter Märchentexte gibt, war ich doch der Meinung, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wollte ich hier in diesem Buche einige zufällig noch nicht übersetzte moderngriechische Texte vorlegen. Ich zog es vor, noch nie verdeutschte Märchen aus der Übergangszeit von der Antike zur Neuzeit zu bringen, die ja insofern auch als neugriechische Märchen gelten können, als sie heute noch im Volke fortleben. — S. 18. Wer sich für das Geistesleben des griechischen Mittelalters näher interessiert, den verweise ich auf Karl Krumbachers Byzantinische Literaturgeschichte, München, Beck, 1897, ferner auf Karl Dietrichs Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur, Leipzig, Amelang, 1902 oder desselben Buch: Die osteuropäischen Literaturen in ihren Hauptströmungen, Tübingen, Mohr, 1911. — S. 19. Der griechische Text ist nach der Handschrift herausgegeben von Spyridion P. Lambros, einem athenischen Gelehrten, der nach dem

194

Weltkriege Ministerpräsident in Athen wurde, und vor kurzem gestorben ist, in *Collection des Romans Grecs en langue vulgaire et en vers*, Paris, Maisonneuve, 1880, S. 1 ff. — S. 20. Die Kenntnis von der Autorschaft des Prinzen Andronikos verdanken wir dem byzantinischen Hofdichter Manuil Philis, der um 1300 lebte und dichtete. Er hat in einem Gedicht dem Prinzen Andronikos wegen seiner Dichtergabe Schmeicheleien gesagt, und da er den Inhalt des Gedichtes erzählt, dessentwegen er dem Prinzen huldigte, erkennen wir, daß er Kallimachos und Chrysochoros im Auge hat. — S. 21. Der griechische Text publiziert in dem oben bezeichneten Buche von Sp. P. Lambros, S. 289 ff. — S. 22. Ausgaben der griechischen Texte: 1. Version bei Emile Legrand, *Collection de monuments pour servir a l'étude de la langue néohellénique*. Nr. 19. Paris, Maisonneuve, 1872: 3. Version bei demselben, in demselben Sammelwerke, *Nouvelle série*, Nr. 1, S. 258 ff.; 2. Version bei Wilhelm Wagner, *Carmina Graeca mediae aevi*, Leipzig, Teubner, 1874 S. 277 ff. — S. 25. Nach Grimm hat den Text auch W. Wagner in den eben zitierten *Carmina* S. 124 ff. abgedruckt. Derselbe Gelehrte veröffentlicht auf S. 112 ff. desselben Werkes eine kürzere Version unseres Märchengedichtes aus dem erwähnten codex 244 der Wiener Hofbibliothek. — S. 27. Die eine Fassung publiziert von J. U. Jarník, *Přispěvky ku poznání nářečí albánských*, Prag 1883, S. 12, Nr. 16; die andere, die ich hier übersetze, von dem albanischen Franziskaner Pashko Bardhi in der Zeitung *Vellazeni* vom 30. September 1917. — S. 28. Deutsche Fabeln mit dem Motiv: Preis des Fohlens ist auf dem Hinterhufe der Stute eingeschrieben, in Goethes *Reineke Fuchs*. — S. 29. Griechische Ausgabe von K. Sathas, *Triestiner Zeitschrift Kleio* 1871, Nr. 516 und W. Wagner a. a. O. S. 199 ff. — S. 30. Die slavische Version wurde von Alexander Wesselofsky in der *Russischen Revue*, 13. Bd. (St. Petersburg 1878), S. 150 ff. übersetzt. — S. 32. Das griechische Volkslied im Urtext gedruckt bei Arnoldus Passow, *Popularia carmina Graeciae recentioris*, Leipzig,

Teubner 1860, S. 388. — S. 32. Das serbische Volkslied von der Erbauung Skadars nach dem von Vuk Karadžić aufgezeichneten Urtexte übersetzt von Talvi, Volkslieder der Serben, Leipzig, Brockhaus 1853, I. S. 78. — S. 33. Von der Einmauerung der Köpfe der Schafe im Arsenbett berichtet J. G. von Hahn, der österreichische Generalkonsul und verdiente Albanienforscher, in seinen Albanesischen Studien, Jena 1854, S. 160. — S. 34. Der neugriechische Text von O Wurkolakas gedruckt bei Passow a. a. O. S. 394. —

Zu Text 1 (Das Drachenschloß): Ich habe den Text an einigen Stellen, wo im Original die direkten Reden oder die Beschreibungen zu lang waren, gekürzt. Andererseits habe ich an einigen Stellen Zutaten gemacht, um Mängel des Originals zu beseitigen. Der griechische Umdichter unseres Märchens war kein besonders geschickter Märchenerzähler. Er zeigt den typischen Fehler schlechter Märchenerzähler, dem ich beim Sammeln von Märchen oft begegnet bin. Er knüpft ein Motiv an, ohne es dann weiterzuführen. Er hat es ganz vergessen. So fehlt im Original eigentlich der Schluß. Das Motiv, daß der Beste der Söhne die Herrschaft des Reiches übernehmen soll, ist fallen gelassen. Ebenso spielt der Ring, den der älteste Bruder dem Kallimachos schenkt, im weiteren Verlauf gar keine Rolle. Auch das geheimnisvolle karkállin, der Mantel, muß im ursprünglichen Märchen seine wichtige Funktion im Gang der Handlung ausgeübt haben. Ich habe diese Motive in der Weise durchgeführt, wie sie im ursprünglichen Märchen vom Volke gewiß verwendet worden sind. — S. 43. Es ist ein volkstümliches Element, daß hier Charon als der Totengott erscheint. Im Volksmund ist er zum Charos geworden. Unser hochgeborener Dichter hat die vulgäre Namensform wohl „korrigiert“. Im neugriechischen Volksglauben nimmt Charos die Stelle des antiken Hades oder Pluton ein. — S. 46. Die Schicksalsfrauen oder die drei Moiren, nach neugriechischer Aussprache Miren, erscheinen in der dritten Nacht nach der Geburt des Men-

schen und jede schreibt dem Neugeborenen ihren Zukunfts-  
spruch auf die Stirne. Die Wünsche der Miren gehen un-  
bedingt in Erfüllung, nur kann der Spruch der einen Miren-  
schwester den der anderen aufheben oder abschwächen, wie  
zum Beispiel auch bei den Wünschen der Feen im Dornrös-  
chen. — S. 43. Vielfach in der neugriechischen Poesie, so  
auch hier, begegnet der Glaube, daß jeder Mensch seinen  
eigenen Schicksalsgenius hat. Er heißt in unserer Dichtung  
Moira oder Tyche (neugriechisch *Mira* und *Tichi*), was  
ich mit „Schicksalsfrau“ übersetzte. — S. 51. Im griechischen  
ist es *Usus*, *Chrysorrhoe* mit zwei ‚r‘ zu schreiben.  
Ich habe diese dem deutschen Auge fremdartige, auf  
griechische Lauteigentümlichkeiten zurückgehende Schreib-  
weise nicht beibehalten. Das h nach dem r schreibe ich,  
weil es uns aus Wörtern wie Rhein, Rhone, Rhinoceros  
u. a. geläufig ist. — S. 55. Der König Erotas, so vulgär,  
— unser gelehrter Dichter hat die antik-klassische Namens-  
form Eros dafür eingesetzt — ist die ständige Figur des  
Liebesgottes in der volkstümlichen Liebespoesie. — S. 55.  
Die Chariten, die klassischen drei Grazien, hier in größerer  
Zahl gedacht und als Dienerinnen des Eros vorgestellt,  
wie sie nach klassischer Vorstellung Begleiterinnen der  
Aphrodite sind. — S. 68. Die Geste, die die Alte hier aus-  
führt, ist das sogenannte *sphakéloma*, d. i. eine höhnische  
Gebärde, bei der der Spottende die rechte Hand mit der  
Handfläche nach oben und mit allen fünf Fingern ausge-  
spreizt gegen den ausstreckt, den er verspotten will, und  
dabei die Worte gebraucht: *na pénde*, d. h. „da hast du  
alle fünf!“ Die Geste gilt im Griechischen als große Be-  
leidigung. Sie war schon im Altertum üblich und ist es  
bis heute geblieben. Unsere Alte will die bösen Geister  
damit bannen. — S. 74. Die *Neraiden* sind Nymphen, an  
die das neugriechische Volk glaubt. Man schreibt ihnen  
allerhand böse Eigenschaften zu. Sie sind menschenfeind-  
lich. Ihren Namen haben sie nach den alten *Nereiden*, den  
Töchtern des Meergottes *Nereus*. — S. 76. Ähnlich wie hier  
die beiden Brüder, stimmt man auf dem Balkan immer am

Sarg eines Verstorbenen die Totenklage (neugriechisch *miroloji*) an. Gewöhnlich sind es bezahlte alte Weiber, die eine große Fertigkeit im Ersinnen und Singen solcher Klagen haben, die berufen werden. — S. 89. *skutelás*, *májiros*, *dhoméstikos*, Schlüsselwart, Koch, Servierdiener, Titulaturen byzantinischer Hofbediensteter, die hier ins Märchen gedrungen sind. — Das Märchen basiert auf dem Hauptmotiv vom besten Jüngsten, der ausführt, was die älteren Brüder nicht bewerkstelligen können (vgl. z. B. Gebrüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen 91 „Das Erdmännchen“), auf dem Motiv der Befreiung der vom Unhold geraubten Jungfrau, auf dem neuerlicher Verwicklungen, die oft durch die beiden anderen neidischen Brüder, hier durch ein neues Element verursacht werden; Wiedererweckung des Toten oder Scheintoten (Schneewittchen); Suchen nach der Geliebten und Wiedererlangung derselben unter einer Verkleidung.

Zu Text 2 (Die Reise zum Glück): Das Motiv unseres Märchens, die Wanderung zum Schicksal oder die Reise, sein Glück zu suchen, oder sich beim Schicksal zu beschweren, ist auch bei anderen Völkern beliebt. Aber gewöhnlich sind diese Märchen komplizierter. Dem zum Schicksal Wandernden werden unterwegs von Begegnenden Fragen gestellt und zur Beantwortung an das Schicksal mitgegeben. Durch Mitteilung der Antworten an die Fragesteller wird er dann entweder reich und glücklich, oder aber er versäumt sein Glück, weil er es immer anderswo sucht und es in Wirklichkeit in der Beantwortung der Fragen gelegen gewesen wäre. Märchen dieses Typus gibt es indische, arabische, slawische und albanische. In einem albanischen Märchen ging ein Bursche die „Schöne der Erde“ zu befragen, was er und seine Brüder tun sollen, um es doch etwas vorwärts zu bringen. Denn trotz allen Fleißes kommen sie auf keinen grünen Zweig. Unterwegs traf er einen wilden Birnbaum, der ihn bittet, die Schöne der Erde zu befragen, warum er keine Früchte trage, dann einen Fisch, der ewig an Seitenschmerzen leidet, drittens einen

König, der keinen Ruhm erwirbt. Er fragt die Schöne der Erde. Sie sagt ihm, er habe drei Glücke in seinem Kopf und beantwortet ihm seine drei Fragen. Er kommt zu seinen drei Auftraggebern: Der König, hat ihm die Schöne der Erde gesagt, ist ein Weib und soll einen andern an seine Stelle setzen. Der König will daraufhin den Burschen zum König machen, dieser aber lehnt ab, denn ihm stehen ja drei Glücke bevor. Der Fisch hat einen Edelstein in seinem Leibe, der ihn drückt: der Bursche befreit ihn davon, will den Edelstein aber nicht zum Geschenke annehmen, denn er hat ja drei Glücke vor sich. Unter der Wurzel des Birnbaumes stehen drei Kessel mit Gold, die das Wachstum hemmen. Der Birnbaum bietet sie dem Burschen an. Er schlägt sie aus, denn er hat ja drei Glücke vor sich. So bringt sich der Bursch durch seine Torheit um die drei Glücke, die die Schöne der Erde ihm zgedacht hatte. — Belege zu diesem Typus des Märchens von der Reise nach dem Glück bringen Johannes Bolte und Georg Polivka in den Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, I. Bd., S. 292. — S. 125. Das Bild, das hier geschildert wird, illustriert die berühmte indische Parabel von dem Manne im Brunnen, der sich vor einem wütenden Einhorn, in Rückerts Dichtung „Parabel“ einem Kamel, in den Brunnen flüchtet. Diese auch bei uns durch Rückerts Dichtung vom „Mann im Syrerland“ populär gewordene Allegorie von des Menschen unzerstörbarer Weltlust ist im byzantinischen Mittelalter sehr beliebt gewesen und hat Spuren in der Dichtung und in der bildenden Kunst hinterlassen. Die südliche Tür des Battistero zu Parma ist mit einem berühmten Relief aus dem Ende des 12. Jahrhunderts verziert, das denselben Stoff darstellt.

Zu Text 3 (Die Geschichte vom weisen Leon): In unserem Märchen sind drei Motive mit einander verquickt: 1. Der Selbstverkauf; 2. Die weisen Ratschläge oder das Erraten; 3. Die Erkennung der Abstammung eines Menschen aus dessen Gewohnheiten. Das Motiv vom Selbstverkauf findet sich in dem französischen Roman „E r a c l e s“

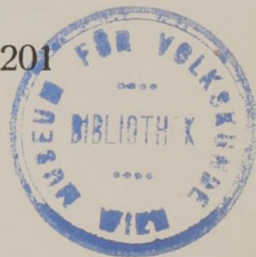
des Gautier d'Arras (entstanden um 1153) wieder (über diesen vgl. Ch. Gidel in Collection de monuments pour servir à l'étude de la langue néo-hellénique Nr. 19, S. 14 ff.) und ebenso in den russischen Volksliedern von „Ivan, dem Kaufmannssohne“, über die Alexander Wesselofsky in seinen Beiträgen zur Erklärung des russischen Heldenepos (im Archiv für slawische Philologie, 3. Bd., S. 561 ff.) Neues mitgeteilt hat. Beide Stoffe, der französische wie der russische, scheinen auf byzantinische Vorlagen zurückzugehen. Die hierhergehörige Partie des Eracles erzählt folgendes:

„Es lebte einmal in Rom ein Senator, namens Miriados, und seine Frau Casina, die keine Kinder bekommen konnten. Sie waren gerechte und fromme Leute und der Himmel wollte sie daher eines Wunders würdigen. Ein Engel verkündet der Casina im Traume, daß sie einen Sohn bekommen werde. Sie wird Mutter und am Tag der Taufe des Neugeborenen bringt der Engel einen Brief, den die Mutter aber erst öffnen darf, wenn das Kind wird lesen können. Eracles wird ein Wunderkind, er lernt in der Schule in einem Jahre mehr als die anderen in vier Jahren. Da übergibt ihm die Mutter den himmlischen Brief und er liest darin, daß Gott ihm drei Gaben verleiht: die Kenntnis der kostbaren Steine, der Pferde, der Frauen. Der Vater Miriados stirbt jung, als Eracles erst zehn Jahre alt ist. Die Witwe denkt nur an das Seelenheil des Verstorbenen und gibt für fromme Zwecke ihr ganzes Vermögen dahin, so daß sie sich schließlich mit Spinnen kümmerlich fortbringen muß. Sie hat nichts mehr zu verkaufen als ihren Sohn. Sie macht ihm den Vorschlag, ihn zu verkaufen. Er nimmt den Vorschlag mit Begeisterung an, setzt als Preis für sich tausend Byzantiner Goldstücke fest und empfiehlt seiner Mutter, ihn um keinen Deut billiger zu verkaufen. Die Mutter nimmt ihren Gürtel, schlingt ihn ihrem Sohn um den Hals und führt ihn auf den Markt. Dort kauft ihn der Seneschall des Kaisers. Die Mutter gibt das ganze Geld für Almosen dahin und geht dann ins Kloster. Der Kaiser stellt den Eracles auf die

Probe: er läßt dem Eracles alle kostbaren Steine des Reiches vorlegen, er soll den wertvollsten herausfinden. Eracles verschmäht die schönsten Steine, wählt einen ganz unscheinbaren, zahlt dafür statt der geforderten zehn Denare vierzig Mark und erklärt dem Kaiser, der Stein habe die Kraft, seinen Besitzer vor Feuer, Wasser und Eisen zu schützen, aber er hätte diese Kraft verloren, hätte er nur zehn Denare dafür bezahlt. Eracles zuerst, dann der Kaiser erproben im Wasser, im Feuer, unter Schwertschlägen die Kraft des Steines und er bewährt sich. Ebenso bewährt Eracles später seine wunderbaren Fähigkeiten in der Auswahl eines Pferdes und einer Frau für den Kaiser.“

Ähnlich erzählen die russischen Lieder von Ivan, dem Kaufmannssohne:

„Von vernünftigen Eltern war ein vernünftiges Kind geboren, Ivan der Kaufmannssohn mit Namen. Sein Vater stirbt; seine Mutter Euphemia redet ihrem lieben Sohne zu, er möge doch nicht die Schenke besuchen, mit Gaunern sich betrinken, zu liederlichen Dirnen sich gesellen. Ivan hört nicht auf den guten Rat und tut gerade das Gegenteil. Seine Mutter geht in die Schenke, ihn aufzusuchen: ‚Ihr guten Leute, sagt mir, ob ihr mein liebes Kind, Ivan den Kaufmannssohn, gesehen habt?‘ Nachdem sie eine verneinende Antwort erhalten, wendet sie sich an die zerlumpte Saufgesellen mit derselben Frage, bietet ihnen auch Gold und Silber, wenn sie ihr angeben wollen, wo ihr Sohn sei. Die Saufgesellen führen ihr den Jüngling zu, der ganz abgerissen vor ihr erscheint; sie faßt ihn bei den blonden Locken, an den weißen Händen, den goldenen Ringen, führt ihn in den Hafen und bietet fremden, babylonischen Kaufleuten an, sie möchten doch ihren lieben Sohn Ivan von ihr für fünfhundert Rubel kaufen. — ‚Verkauftst du vielleicht einen Dieb oder einen Mörder?‘ fragen die Handelsleute; aber die Mutter versichert, daß es ihr Sohn sei, und Ivan setzt hinzu: ‚Kargt nicht mit dem Gelde, bietet tausend Rubel, damit es meiner Mutter bis ans Ende ihrer Tage nicht fehle!‘“



In anderen Liedern tritt Ivan der Kaufmannssohn wunderwirkend am Hofe Vladimirs von Kiew auf.

Der älteste Verwandte unseres Märchens ist übrigens ein guter Bekannter von uns. Es ist die Erzählung vom Verkaufe Josephs, des Sohnes des Jakob, durch seine Brüder an die ismaelitischen Kaufleute um zwanzig Goldstücke, erzählt im ersten Buche Mosis, Kapitel 37. Er bewährt sich in Ägypten als gewandter Deuter der Träume des Pharaos, entfaltet also ebenso wie Eracles, Ivan der Kaufmannssohn und unser weiser Greis Leon wunderbare Gaben, in Folge deren er erhöht wird.

Das zweite Motiv von den weisen Ratschlägen oder dem Erraten ist nicht nur in den oben angeführten Verwandten unseres Märchens, sondern auch sonst beliebt. So habe ich ein Märchen in Albanien gehört, das erzählt:

„Es waren einmal drei Brüder, denen war ihr Pferd des Nachts abhanden gekommen. Irgend jemand mußte es gestohlen haben. Die drei waren aber sehr weise. Da sagte der älteste Bruder zu den anderen: ‚Schlafen wir heute Nacht mit Bewußtsein, damit wir ein Traumbild sehen, um so das Pferd zu entdecken!‘ Sie taten so. Am Morgen sagte der Älteste: ‚Ich habe geträumt, der Dieb heißt Oso!‘ Darauf der zweite: ‚Heißt er Oso, so ist's ein Tschoso (d. h. Bartloser)!‘ Schließlich der Jüngste: ‚Und er hat eine rote Türe!‘ Und sie gehen zu Oso, dem Tschoso, mit der neuen roten Türe, und fordern von ihm ihr Pferd. Oso leugnet es gestohlen zu haben. Die drei Brüder gehen zum Pascha und verklagen den Oso. Sie erklären dem Pascha, sie wüßten es, daß Oso es gewesen sei, denn sie seien weise. Der Pascha will ihre Weisheit auf die Probe stellen. Er setzt ihnen Fleisch vor von einem Kitzlein, das von einer Hündin gesäugt war. Sie erklären ihm: ‚Hundefleisch essen wir nicht!‘ Da gibt er ihnen Brot. Das Brot aber hatte er aus dem Kukuruz backen lassen, der zwischen den Gräbern auf dem Friedhof angebaut worden war. Solches Brot aber hat durch und durch den Geschmack, den es von den Toten angenommen hat, es ist das Fett oder das Schmalz der

Toten, das diesen Geschmack verleiht. Die Brüder kosteten von dem Brot und erklärten: ‚Totenbrot essen wir nicht!‘ Da sagte der Jüngste: ‚Wenn das Fleisch Hundefleisch und das Brot Totenbrot ist, so ist der Pascha ein Bastard!‘ Da ging der Pascha zu seiner Mutter und fragte sie unter Androhung des Todes, ob er wirklich ein Bastard sei. Und sie gestand ihm, daß er ein Bastard sei. Nun ließ er den Oso rufen und forderte von ihm das Pferd der Brüder, denn er sei der Dieb, die Brüder wüßten es, weil sie weise seien. Und Oso mußte das Pferd herausgeben.“

Das dritte Motiv, Erkennung der Abstammung eines Menschen auf Grund seiner Eigentümlichkeiten, erscheint auch selbständig, zum Beispiel in albanischen Märchen, wo ein kriegsgefangener König aus dem rohen Benehmen der zwei älteren feindlichen Königssöhne gegen ihn erkennt, daß sie unechter Geburt sind, nur der jüngste, der einzig echte Sohn, benimmt sich königlich gegen ihn (Pedersen, Albanische Texte, *S o j t a k a*, ‚die Abstammung macht es‘). — Märchen von der Art der ‚Prinzessin auf der Erbse‘ (Motiv der Abkunftsprobe) sind verwandt. — S. 138. Unter den Bulgaren und Tataren, die über den Alten lachen, sind vornehme Jünglinge und Prinzen aus jenen dem byzantinischen Reiche benachbarten Volksstämmen gemeint. In den Ruhepausen zwischen den Kriegen, die Byzanz durch Jahrhunderte mit ihnen führen mußte, kamen diese Söhne der Vornehmen nach Byzantion, dem strahlenden Kulturzentrum des Ostens, um sich dort Bildung und kulturellen Schliff anzueignen. Den Haß gegen das Griechentum gaben sie dabei allerdings nicht auf. — S. 139. In einer der anderen Versionen (der jüngsten) spricht der Greis beim Anblick des Steines: „Bringt mir Blätter vom Brombeerstrauch und eine Wurzel vom Ginster; ich will den Stein ausräuchern, damit der Wurm drin verende, der ihm soviel Glanz verleiht!“ Und man brachte ihm Blätter vom Brombeerstrauche und eine Wurzel vom Ginster, und der Alte befahl, den Stein damit auszuräuchern und sofort verlor der Stein seinen Glanz. — S. 139. Die Weisheitsprobe beim Ankauf des Pferdes fehlt

in der ältesten Version ganz. — S. 143. Der Name Peter, griechisch *o kir Péros*, für den Vater des Kaisers in unserem Märchengedicht dürfte eine Reminiszenz an Peter von Courtenay sein, der 1216 lateinischer Kaiser in Konstantinopel wurde, aber schon 1217 eines gewaltsamen Todes starb. Dann wäre der kaiserliche Held unseres Märchens Robert von Courtenay, nach seinem Vater Peter lateinischer Kaiser im Osten. Jedenfalls ist die älteste Version unseres Märchens, die allein den Vater des Kaisers mit Namen nennt, zur Zeit dieser lateinischen Kaiser oder nicht lange nach ihnen entstanden. — S. 143. Der Kaiser ist also nicht nur Bastard, sondern ein Mustafa, also ein Mohammedaner, ein Ungläubiger, ist sein Vater.

Zu Text 4 (Esel, Wolf, Frau Füchsin): S. 154. Herr Leos (so!) der Weise: Im griechischen Text steht diese volkstümliche Form für das hochsprachliche Leon. *Tu kir Léu tu so fu* lautet im Text der Genetiv. Gemeint ist der populär gewordene Kaiser Leon der Weise; unter seinem Namen gab es in den letzten Jahrhunderten des griechischen Kaisertums ein viel gelesenes Orakelbuch. Es enthielt Vorhersagungen in geheimnisvoll-dunkler Sprache über die Vertreibung der byzantinischen Kaiser durch die Lateiner im Jahre 1204 und über die Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Aufgeregtes Begehren, in die Zukunft blicken zu können, wie es sich in drangvollen Zeiten so leicht der Gemüter bemächtigt, ließ die Griechen jener Zeit nach Kaiser Leons Orakelbüchern greifen, wie etwa zur Zeit des verfloßenen Weltkrieges die Prophezeiungen des Nostradamus in den aufgeregten Köpfen der Massen spukten. Leon der Weise regierte um 900. — S. 156. Tana: Unter Tana ist Asow in Südrußland am Asowschen Meer zu verstehen, das, an der Stelle des antiken Tanais erbaut, im Mittelalter Tana hieß. Das Ziel der Reise ist also sehr weit gesteckt. — S. 158. Der heilige Berg ist der Athos mit seiner Kloster- und Mönchsrepublik. — S. 160. Die Geschichte von der Alten, die statt in ihrer ärmlichen Sphäre zu bleiben, bei den Reichen ihr Glück versuchte, und dabei irgendwie zu

Schaden kam, von den alten Fuchseltern der Tochter Alupu als warnendes Beispiel erzählt, weist auf ein offenbar damals ganz bekanntes griechisches Volksmärchen, dessen vollständigen Inhalt zu rekonstruieren wir nicht mehr in der Lage sind. — S. 162. Rosenkranz, griechisch *patermá*, Abkürzung aus *páter más*, d. i. „Vater unser“, auch in der Einzahl *patermón* üblich, ist eine aus größeren und kleineren auf einen Faden aufgereihten Kugeln bestehende Kette oder Schnur. Sie sieht genau so aus wie der katholische Rosenkranz. Mönche, aber auch orthodoxe Laien tragen das *patermon* beständig bei sich und spielen mit den Kugeln. Es heißt auch *komboloji*. — S. 163. Die reuige Ehebrecherin und Manasse, die beiden biblischen Gestalten: erstere aus Evangelium Johannis, Kapitel 8, Manasse aus den Büchern der Chronik 2, 33, 1–20, wo von Manasses, des Königs von Juda, Abgötterei, seiner Bestrafung durch Gott und von seiner Bußfertigkeit zu lesen ist. — S. 169. Apelatenkeule ist die eiserne Keule des *apelatis*; so hießen die mittelalterlichen Briganten, die den Leuten ihr Vieh forttrieben („ich treibe fort“ heißt neugriechisch *apela o*). — S. 171. *Nikos* ist die Koseform griechischer Namen wie *Nikokles*, *Nikostratos*, *Nikolaos*, *Nikodemos*, *Nikophilos* u. a., deren erster Bestandteil „Sieg“ bedeutet, wie in unseren Namen *Siegfried*, *Siegmund*, *Sieghart*.

Zu Text 5. Dem *Porikologos*, Obstbuch oder Traubengericht: S. 175. Die Stelle, wo die Ämter von Pflaume (*protovellisimos*) und Pistazie („*tu kesaros*“) angegeben sind, ist im Urtext verderbt. — S. 177. Die *Warangen*, die Elitetruppe des Kaisers, auch *Waräger* und *Varinger* genannt, ursprünglich die bevorzugte Kriegerkaste normannischer Herkunft in Rußland, die schon um 860 von Kiew aus gegen Konstantinopel gezogen kamen. Sie waren gefürchtete Seeräuber und wurden schließlich von den byzantinischen Kaisern in Sold genommen. — S. 179. Der *Pfirsich*, der ja seinen Namen wirklich nach seiner persischen Herkunft trägt, wird hier als Reichsfeind und Hochverräter gebrandmarkt, indem ihm sein Name aufgemutzt wird. —

S. 180. „Viele Jahre mögest du leben!“ neugriechisch „S pollá éti!“ ist die in Byzanz übliche Akklamation an den Kaiser. Im heutigen Griechenland spielt sie eine Rolle als Namenstagsgratulation und zu Neujahr.

Zu Text 6 (Die Artabrücke): Arta ist sowohl der Name der Stadt wie des Flusses. Arta liegt im westlichen Nordgriechenland, 13 Kilometer nördlich von der Mündung des Artaflusses in den Meerbusen von Arta.

Zu Text 7 (Der Wurkolakas): S. 189. Kostandinos ist die neugriechische Form des römisch-griechischen Namens Konstantinos; Kostandis ist eine Koseform dazu, ebenso wie Kostandinaki: die neugriechische Endung *aki* entspricht ganz dem deutschen *chen*. — S. 192. Der Papás: Bezeichnung des Ortsgeistlichen, entsprechend unserem Pfarrer. — S. 193. Der Schluß ist etwas volksliedartig abrupt. In anderen Fassungen des Märchens kehrt Kostandis in die Kirche zurück und legt sich wieder in seinen Sarg, die Tochter klopft beim Hause der Mutter an, diese öffnet, erkennt die Tochter, sie umarmen sich und sinken beide entseelt zu Boden. In einer anderen Fassung verlangt die Mutter von innen, Areti möge ihren kleinen Finger durchs Schlüsselloch stecken, damit die Mutter erkenne, daß sie lebe. Areti tut es und die Mutter stirbt vor freudigem Schreck.

## INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Einleitung . . . . .	5
Das Drachenschloß . . . . .	35
Die Reise zum Glück . . . . .	111
Die Geschichte vom weisen Leon . . . . .	133
Die Geschichte vom Esel, vom Wolf und von der Frau Füchsin . . . . .	147
Die Traube vor Gericht des Königs Quitte . .	173
Die Artabrücke . . . . .	181
Der Wurkolakas . . . . .	187
Anmerkungen . . . . .	194

M. M. 218/2

# Irgendwo und Irgendwann

Märchen aus allen Ländern

## Bd. 1. DER ZAUBERWALD

Deutsche Märchen. Herausgegeben und eingeleitet von KARL EBERT.  
Zeichnungen von FRANZ WACIK.

## Bd. 2. MÄRCHEN VON FJORD UND FJELL

(Norwegen). Herausgegeben von KLARA MAUTNER. Zeichnungen von  
ARTHUR STADLER.

## Bd. 3. MÄRCHEN AUS SEELAND

(Dänemark). Herausgegeben von IGNAZ SCHLOSSER. Mit einer Ein-  
leitung von ROBERT F. ARNOLD. Zeichnungen von FRANZ WACIK.

## Bd. 4. MÄRCHEN AUS DALARNA

(Schweden). Herausgegeben von IGNAZ SCHLOSSER. Mit Zeichnungen  
von AXEL LESKOSCHEK.

## Bd. 5. VLÄMISCHE MÄRCHEN

In Vorbereitung.

## Bd. 6. ENGLISCH-IRISCHE MÄRCHEN

In Vorbereitung.

## Bd. 7. VOM LAND ARVOR BIS ZUR GASCOGNE

Übertragen und eingeleitet von ANNA NUSSBAUM. Zeichnungen von  
AXEL LESKOSCHEK.

## Bd. 8. ITALIENISCHE MÄRCHEN

In Vorbereitung.

## Bd. 9. MÄRCHEN VOM GOLDENEN HORN

Griechische Märchen aus dem Mittelalter. Herausgegeben und eingeleitet von  
MAXIMILIAN LAMBERTZ. Zeichnungen von AXEL LESKOSCHEK.

## Bd. 10. VOM DRIN ZUR VOJUSA

Märchen und Geschichten aus Albanien. Herausgegeben und eingeleitet von  
MAXIMILIAN LAMBERTZ. Zeichnungen von AXEL LESKOSCHEK.

## Bd. 11. RUSSISCHE MÄRCHEN

In Vorbereitung.

## Bd. 12. ZAR NACHTIGALL

Ukrainische Märchen. Herausgegeben von IWAN TURYN. Zeichnungen  
von AXEL LESKOSCHEK.

Jeder Band elegant gebunden, mit farbiger Schutzhülle von ART. STADLER

---

VERLAG D. WIENER GRAPHISCHEN WERKSTÄTTE  
LEIPZIG WIEN

